Aus

Berks County's schwerer Zeit.

Eine geschichtliche Erzählung

von

L. A. Wollenweber,

(Alter vom Berge.)

Druck von W. Rosenthal, Reading, Pa. 1875.



Aus

Berks County's schwerer Zeit.

Eine geschichtliche Erzählung

von

L. A. Wollenweber,

(Alter vom Berge.)



Druck von W. Rosenthal, Reading, Pa. 1875

Vorrede.

Zum bessern Verständniß meiner Erzählung finde ich es für nothwendig, den geehrten Lesern zu sagen, daß Berks County vor hundert Jahren noch eine große Wildniß war, nun aber durch den Fleiß und die Beharrlichkeit seiner Bewohner eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Staates Pennsylvanien geworden ist. Die ersten Ansiedler waren Deutsche und eine kleine Anzahl Schweizer, und wurde das County und die Hauptstadt Reading von denselben 1752 gegründet. — Ferner, daß die Personen, die in meiner Erzählung auftreten, dort gelebt und gewirkt, auch geschichtlich und wahrheitsgetreu charakterisirt sind.



Aus Berks County's schweren Zeit.

Conrad Weiser's Heimath.

Wenn man das Städtchen Womelsdorf verläßt, und ungefähr eine Meile weit die Thorstraße, welche durch das Lebanonthal hinabführt, Reading zugewandert ist, erblickt man auf der rechten Seite des Weges eine große, schön gelegene Farm. Dieselbe ist sorgfältig eingezäunt, das Wohnhaus steht im Schatten herrlicher Obst- und Zierbäume; hinter demselben erheben sich großartige Wirthschaftsgebäude, Scheuer, Ställe, Wagenremise; zwischen Haus und Wirthschaftsgebäuden befindet sich ein großer wohlangelegter und gut gepflegter Gemüsegarten, ein herrliches, immer fließendes Bergquellen-Wasser ist durch Röhren nach der Wohnung, den Wirthschaftsgebäuden und in einen Teich geleitet, und liefert Menschen und Thieren einen köstlichen Labetrank. Im Teiche belustigen sich eine große Anzahl Enten und Gänse, um die Wirthschaftsgebäude Hunderte von Hühnern, Welschhühnern, Perlhühnern, während auf den Dächern große Schaaren Tauben umherflattern.

Diese große und wohleingerichtete Farm gehört jetzt dem Herrn John A. Schietz, einem tüchtigen Oekonomen, und war in den Jahren von 1729 bis 1760 das Eigenthum und meistens auch der Wohnsitz des berühmten Indianer-Dolmetschers und hochgeehrten deutschen Mannes, Conrad Weiser, und da dieser Brave in der Geschichte der ersten Ansiedler im obern Theile des Staates New York, sowie in Pennsylvanien eine so bedeutende Rolle spielt, auch in meiner Erzählung oft vorkommt, so glaube ich, daß es für die Leser interessant sein wird, über den so einflußreichen deutschen Mann Näheres, Kurzgefaßtes zu hören.—

Conrad Weiser wurde in dem Orte Alstädt, Amt Herrenberg im Württembergerlande, 1696 geboren und kam mit seinem Vater, Johann Conrad Weiser, und mehreren Geschwistern von London, wo sie unter dem Schutze der Königin Anna eine Zeit lang lebten, in New York an, von wo sie sich nach Albany im obern Theile des Staates New York begaben, und der junge Conrad bei einem Victualienhändler Beschäftigung fand. Der strebsame, lernbegierige, stets thätige junge Mann hatte sich bald die Liebe und Achtung seines Brodherrn und dessen Kunden erworben; ganz besonders aber fand ein Indianer-Häuptling, Namens Quaknang, Gefallen an dem aufgeweckten Knaben, und da er öfters zu dem Victualienhändler kam, mit dem er großen Tauschhandel trieb, so machte er sich viel mit Conrad zu schaffen, und es entstand zwischen den Beiden, obschon sie sich nur in gebrochenem Englisch unterhalten konnten, ein großes Freundschaftsgefühl, so daß es für sie immer ein Freudentag war, wenn Quaknang mit seinen Fellen, Wachs, Honig 2c. ankam, und als Con-

rad einmal gegen den Rothen den Wunsch aussprach, er möchte so gerne die Indianersprache erlernen, so schlug ihm dieser vor, mit ihm in sein Indianerdorf zu ziehen, wo er in kurzer Zeit die Indianersprache erlernen könne, und er wolle ihn wie sein eigenes Kind behandeln. Conrad willigte mit Freuden in den Vorschlag ein und bald gelang es ihm auch, seinen Vater und den Kaufmann zu bewegen, ihn mit Quaknang in die Wildniß ziehen zu lassen.—

Als Quaknang wieder mit seinen Waaren nach Albany kam und erfuhr, daß Conrad mit ihm ziehen dürfe, war er hocherfreut und gab dem alten Weiser ein schönes Geschenk, aus den besten Otterfellen bestehend.

Freudig zogen die beiden Freunde am nächsten Morgen nach dem Indianerdorf in der Nähe der Niagara-Fälle ab, das sie nach mehreren Tagreisen erreichten, und kaum waren zwei Jahre verflossen, seit der junge Weiser zu den Wilden gezogen war, so sprach er schon geläufig die Irequois und Maqua Sprache, und war Quaknang bei seinem Handel sehr nützlich geworden, der ihn aber auch hoch schätzte, ihn wie seinen Augapfel hütete, und ihm die beste Gelegenheit verschaffte, die Sitten, Sprache und Gebräuche der Sechs Nationen, wie man die dortigen Indianer nannte, genau kennen zu lernen.

Zum großen Verdruß des guten Quaknang wurde Conrad plötzlich von einem bösen Fieber überfallen und bekam ein so großes Heimweh nach seinem Vater und seinen Geschwistern, daß er, als er wieder etwas genesen und sich stark genug glaubte, die Reise unternehmen zu können, seinen Freund dringend bat, ihn doch wieder nach Albany gehen zu lassen. Mit schwerem Herzen willigte der Indianer in die Bitte des jungen Mannes, beschenkte ihn reichlich und brachte ihn dann wieder in langsamen Tagreisen, da er sehr geschwächt war, nach Albany zurück.

Mittlerweile war Conrads Vater mit seinen Kindern von Albany nach der deutschen Ansiedlung Schoharie gezogen, welches Land den Deutschen von einigen Häuptlingen geschenkt und von Königin Anna garantirt worden war. Dorthin begab sich auch Conrad, nachdem er genesen war, half seinem Vater beim Ackerbau, den sonstigen Geschäften und wurde den gesammten Ansiedlern aber dadurch besonders nützlich, daß er die Streitigkeiten, welche hier und da zwischen den Ansiedlern und den Indianern entstanden, auf die befriedigendste Weise schlichtete, so daß, so lange Conrad Weiser dort wohnte, die Deutschen mit den Wilden im Frieden lebten.

Leider aber sollte der Friede und die schönen Hoffnungen der Deutschen, sich hier eine schöne, sorglose Heimath zu gründen, nur von kurzer Dauer sein, denn kaum hatten sie sich mit vieler Mühe ordentliche Häuser und Scheunen gebaut, Gärten angelegt, Obstbäume gepflanzt, Felder eingezäunt, sich die nothwendigen Hausthiere angeschafft, als der ungerechte und habsüchtige Gouverneur der Provinz New York verlangte, daß die Deutschen eine gewisse Summe für ihr Land bezahlen sollten, da sie seit Jahren keine Steuern bezahlt hätten. Und als viele sich weigerten, dieses zu thun, und sich auf ihr altes Recht beriefen, so verkaufte er das Land an sieben Kaufleute, die theils in New York, theils in Albany wohnten, die dann diejenigen Familien, welche ihre Bedingungen nicht annehmen wollten, von Haus und Hof jagten.

Alle Bitten, alle Vorstellungen beim Gouvernement waren vergebens, ja selbst eine Deputation, welche die Deutschen nach London sandten, kam unverrichteter Sache wieder zurück. —

Viele der Ausgewiesenen hielten nun eine Versammlung und beschlossen, da ihnen in Pennsylvanien schönes, gesundes und leicht zu cultivirendes Land am Tulpehocken unentgeldlich angeboten worden, dahin zu ziehen, unverdrossen in dem bessern Klima ihr Werk wieder zu beginnen, und bald war auch eine Caravane, aus 30 Familien bestehend, mit allem Noth-

wendigen ausgerüstet, zog von Schoharie südwestlich, mit großen Beschwerden auf ungebahnten Wegen durch die furchtbare Wildniß, bis sie den Susquehanna Fluß erreicht, wo sie anhielten, sich Hütten errichteten, Canoes und Flöße bauten, dieselben mit ihren Weibern, Kindern, Hausartikeln, auch Vieh beluden und langsam den Strom hinabfuhren, bis sie den Ort erreicht, wo sich der Swatara - Bach in den Susquehanna ergießt. Hier landeten sie, wandten sich nordöstlich und entdeckten nach einigen Tagreisen den ihnen bezeichneten Tulpehocken-Bach, wo sie sich im Vorsommer des Jahres 1723 mitten unter den Indianern niederließen.

Da die Gegend schön war, umgränzt von einem lieblichen Gebirge, so gaben sie ihr den Namen Heidelberg. Im Anfang ihres Hierseins, trotzdem das Land leicht zu bebauen war, es nicht an Wasserkraft und dem besten Trinkwasser fehlte, ging es lange nicht nach Wunsch, denn sie hatten viel mit den wilden Thieren und den noch wilderen und grausamen Indianern zu kämpfen. Doch ließen sie den Muth nicht sinken, standen einander treulich bei, arbeiteten mit allem Fleiß, und als die rauhe Jahreszeit eintrat, hatten die Meisten schon wohnliche Häuser und waren reichlich mit Lebensmitteln versehen. Mit jedem Jahr verbesserte sich ihre Lage bedeutend, und kaum waren 4 Jahre verflossen, so sah man am Tulpehocken Bach hier und da eine kleine Mühle, ansehnliche Häuser und Scheunen, Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine, wohlgepflügte und eingezäunte Felder, und um die Wohnungen große Schaaren lustigen Federviehs. Dagegen aber mehrten sich die Streitigkeiten mit den Indianern, da sie sich nicht verstanden, und so kam es öfters zu Reibereien, zu blutigen Scenen, zu Zerstörungen von Gebäulichkeiten, zu Raub und Brand. Da die Verwirrungen mit den Rothmännern kein Ende nehmen wollten, so hielten die Pioniere am Tulpehocken eine Berathung, in welcher beschlossen wurde, zwei Männer nach Schoharie zu senden, um Conrad Weiser eine Einladung (das Original war noch vor einigen Jahren im Besitze des achtbaren Henry A. Mühlenberg,) zu senden, und man schrieb ihm Folgendes:

Heidelberg, in Pennsylvanien,
am 18. May 1729.

Lieber Freund Conrad Weiser!

Du weißt, als wir Dich im März 1720 in Schoharie verließen, daß wir sehr arm waren, ja sehr arm, und da wir einsahen, daß wir dort ganz zu Grunde gehen müßten, so faßten wir den muthigen Entschluß, durch die furchtbaren Wildnisse hierher zu ziehen, und folgten hinsichtlich der Indianer ganz Deinem Rath, der sich uns auch höchst nützlich zeigte, und wofür wir Dir unsern herzlichen Dank sagen. Wir erreichten ohne besondere Hemmnisse den Nordzweig des Susquehanna-Flusses, wo wir eine Zeit lang verweilten, um uns Flöße und Nachen zu bauen, worauf wir unsere Familien und Gepäcke luden und südlich fuhren, bis wir einen schicklichen Ort finden möchten, der uns zur Heimath dienen sollte.— Ein Theil von uns, unter welchen die Obhut unserer Hausthiere stand, mußte dieselben am Ufer des Flusses hinabtreiben, und bestimmten wir, daß diejenigen, welche zuerst an der Mündung eines Baches in den Susquehanna ankämen, daselbst warten sollten, bis die ganze Caravane angekommen sei.

Alles ging glücklich von Statten, und der liebe Gott erhielt uns alle gesund, bis wir an den Ausfluß des Swatara-Baches kamen, wo wir unsere Flöße und Nachen verließen, und auf den Rath eines Jägers landeinwärts zogen bis an einen Bach, der von Westen nach Osten fließe, den wir auch bald fanden, und es bestätigte sich, was der Jäger uns mittheilte. Das Land ist schön, fruchtbar, hat die besten Quellen und hinlänglich Wasserkraft.

Jeder von uns hat bereits so viel Land urbar gemacht, daß es seine Familie ernährt und noch ein bedeutender Ueberschuß bleibt. Unser Viehstand ist vorzüg-

lich, und haben wir bereits mehrere Mühlen am Tulpehocken und am Mühlbach. Die Gegend haben wir wegen ihrer Schönheit Heidelberg getauft. Unsere Nahrungssorgen haben aufgehört, doch fangen die Indianer an, uns Unannehmlichkeiten zu bereiten, wie froh wären wir daher, wenn Du Dich entschließen würdest, zu uns zu kommen, wir wollen Dir eine herrliche Heimath schaffen. Komme recht bald!

J. Hehn, P. Fischer, A. Lauer, P. Anspach, C. Löwengut, J. Christ.

Auf diese freundliche Einladung entschloß sich Conrad Weiser, mit seiner ganzen Familie, bestehend aus seinem trefflichen Weib, zwei Söhnen und drei Töchtern, nach dem gelobten Heidelberg zu ziehen, wo er noch im Herbst desselben Jahres ankam und von den Ansiedlern auf das Freudigste aufgenommen wurde.

Conrad Weiser kam und nachdem er seine häusliche Angelegenheit besorgt, seine Freunde begrüßt und sich mit denselben über die Indianerangelegenheiten besprochen hatte, ging er hinaus zu den Söhnen des Waldes, und da er mit denselben reden konnte, es auch verstand, ihnen die Angelegenheit klar zu machen, so war bald Frieden im Lande und ungestört konnte jetzt der Landmann wieder sein Feld bebauen. — Der Ruf von Weiser's Thaten kam auch bald dem Gouvernement in Philadelphia zu Ohren, und beschloß man daselbst, den Wundermann kommen zu lassen, ihn zu prüfen und dann als Indianer-Agent anzustellen. Weiser ging nach Philadelphia, erhielt auch nach kurzer Prüfung das Patent als Indianer Agent, zugleich aber auch so viele Aufträge, daß er alle Hände voll zu thun hatte. Er mußte oft bei schlechten Jahreszeiten durch die größten Wildnisse zu den wildesten und mordsüchtigsten Menschen, blieb Monate lang von seinen Lieben, hatte auch oft auf seinen vielfachen Reisen mit Hunger, Krankheit und wilden Thieren zu kämpfen, doch wunderbarer Weise ist ihm nie von den Indianern Leides zugefügt worden, obschon er gar manche Nacht in ihren Lagern zugebracht; ja er wurde sogar bei einigen Stämmen naturalisirt, und erwarb sich mehrere Häuptlinge zu treuen Freunden, worunter ganz besonders Schekelemy, Cehachquey und Quaknang zu erwähnen sind. Durch die große Energie und Ausdauer dieses Mannes wurde in den wilden Kämpfen zwischen den Weißen und Rothmännern Hunderten von Ansiedlern das Leben gerettet, manche Wohnung vom Feuer verschont, und fanden die flüchtigen Wittwen und Waisen Schutz unter seinem Dach. —

Auf einer kleinen Anhöhe der Farm, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Umgebung genießt, befindet sich das Grab des so edlen und thätigen Mannes; neben ihm ruhen die Gebeine seiner treuen Gattin, und mehrere seiner Kinder, und einige Schritte von diesen die Leiber seiner indianischen Freunde Shekelemy, Cehachquey, Canachquasy, die sich in ihrer Lebenszeit von Conrad Weiser erbaten, daß, wenn der große Geist sie abrufe, man ihre Körper neben dem seinen ruhen lassen möge, welche Bitte der gute Mann auch gern gewährte.

Weiser's Nachkommenschaft hat leider diesen ehrwürdigen Begräbnißplatz auf eine unverantworliche Weise vernachläßigt, denn die Gräber sind heute kaum mehr zu erkennen, da das Vieh schon seit Jahren darauf weidet. Die Stelle, wo Conrad Weiser begraben liegt, bezeichnet ein halbzerfallener Grabstein, auf welchem sich folgende, kaum mehr leserliche Grabschrift befindet.

Dieses ist die
Ruhe Stätte des
weyl. ehren geachteten
M. Conrad Weißer.
Derselbe ist geboren 1696 den 2. Nov.
in Alstädt im Amt Herrenberg im
Würtemberger Lande, und gestorben
1760, den 13. Julius, ist
alt worden 63 Jahr,
8 Monate, 13 Tage.

Am 13. November 1793 besuchte General George Washington, der Vater des Vaterlandes, in Begleitung von General Joseph Hiester, und anderer hochgestellter Personen das Grab des deutschen Mannes Conrad Weiser und sprach er die Worte: „Dieser Dahingeschiedene hat in einer sehr schweren Zeit dem Lande viele Dienste geleistet; die Nachwelt wird ihn nicht vergessen."

Brave deutsche Männer.

Der Frühling des Jahres 1755 war einer der frühesten und schönsten seit vielen Jahren. Schon im Beginne des Monats April standen die Obstbäume in Blüthe, und waren die Wälder mit dem saftigen Grün geschmückt, lustig sangen die Vögel in Wald und Flur. Das so herrliche Wetter lockte auch den excentrischen Baron Stiegel schon früh aus der Stadt Philadelphia, wo er sich während des Winters aufhielt, nach seiner Burg bei Schäferstädtel, damals Lancaster County, und da er ein großer Freund von Festgelagen war, so lud er, kaum dort angekommen, seine Nachbarn und Freunde zu einem Willkommen-Fest ein, und bestimmte denselben Weisers Farm als Versammlungsort, von wo er sie dann in bequemer Weise nach seiner 8 Meilen davon gelegenen Burg zu transportiren versprach. Am 3. Mai waren bereits alle Eingeladenen in Weisers Behausung eingetroffen, und wurden diese von dem Besitzer auf das Freundlichste empfangen, bewirthet und ihnen angedeutet, daß der Herr Baron am nächsten Morgen mit seinem Fuhrwesen anlangen werde, um die Herren abzuholen, und ihnen einige recht vergnügte Tage bereiten werde.

Es ist für den Leser gewiß interessant, zu erfahren, wer diese eingeladenen Gäste des Herrn Baron Stiegel waren, und will ich dieselben geschichtlich treu hier beschreiben. Der Erste, den ich nennen will, war Herr Heinrich Melchior Mühlenberg, früher lutherischer Prediger an der St. Michaelis Kirche zu Philadelphia, jetzt aber bei der Trapp Kirche in Hanover, Montgomery County, als Pfarrer angestellt, ein in religiösen Dingen tiefgelehrter Mann. Er war in Einbeck in Deutschland geboren, studirte in Halle Theologie und kam im Jahre 1742 nach Philadelphia, wo er die lutherische Gemeinde fest gründete, den Bau der Michaelis Kirche bewirkte und sich durch seine Rednergabe, Gelehrsamkeit und Thätigkeit einen großen Ruf erwarb. Er war der Schwiegersohn des Conrad Weiser und war nicht auf Einladung des Barons speziell gekommen, sondern mehr deswegen, weil er wußte, daß sich mehrere gebildete Männer bei seinem Schwiegervater einfinden würden, mit denen er sich über die Religionswirren, welche derzeit unter den deutschen Ansiedlern herrschten, berathen könnte, da mit dem Jahr 1751 das Sektenwesen so sehr zunahm, und besonders die Sekte der Neugebornen, die sich in Oley Township, Berks Co., niedergelassen, viel Unheil unter den Deutschen stifteten, indem ihr Führer, ein gewisser Baumann, von Geburt ein Rheinpfälzer und seines Handwerks ein Schuhmacher, sich als unfehlbar ausgab und erklärte, daß sein Leib der neugeborne sei, nicht sterben werde; er sei wie Adam vor dem Sündenfall und noch stärker, wer seiner Lehre folgen werde, sei ebenfalls unsterblich. Unter den Deutschen in Berks County bestanden in jener Zeit folgende Sekten: Lutheraner, Reformirte, Herrnhuter, Quäker, Siebentäger, Heckewälder, Schwenkfelder, Neugeborne und Neuländer, und trieb es eine immer toller als die andere. Was Graf Zinzendorf, dem berühmten Missionär der Herrnhuter nicht gelang — dieser babylonischen Wirthschaft unter den Deutschen ein Ende zu machen — glückte zum großen Theil dem unermüdlichen und beredten Mühlenberg,

da er rastlos gegen die Tollheiten kämpfte.—

Ein anderer der Eingeladenen und Anwesenden war Conrad Beisel, der Gründer der Siebentäger Sekte, welcher damals in Ephrata, dem Hauptsitz dieser Sekte, wohnte, und mit Weiser sehr befreundet war. Beisel hatte in Deutschland mehrere Universitäten besucht und war kein unbedeutender Gelehrter, besonders aber war er ein Meister in der Musik und ein ganz ausgezeichneter Lieder-Componist. Die Geschichte erzählt von ihm, er habe zu seinen Compositionen die Naturmusik zum Vorbild genommen; er habe viele Stunden in den Wäldern zugebracht, und dem Gesang der Vögel, sowie den Tönen, die der Wind durch die Bäume trug, gelauscht; auch habe er eine Aeols Harfe praktisch angebracht, und nachdem ihm seine Beobachtungen genügt hätten, habe er zur stillen Nachtzeit zu componiren begonnen. Ein Agent, welchen Gouverneur Thomas Penn nach Ephrata sandte, berichtete dem Gouverneur über den Kirchengesang in Ephratha Folgendes: „Die Gesänge wurden fast nur von Frauen mit sanften, aber höchst reinen Stimmen und mit der größten Exactität vorgetragen, und ist es mir kaum möglich, Ihrer Lordschaft die Gefühle, die ich beim Anhören der Gesänge empfand, zu beschreiben. Die Sänger waren in weiße Gewänder gekleidet, ihre Gesichter waren bleich, und bei dem Anhören der so süßen, weichen, harmonischen Melodien glaubte ich mich in eine Geisterwelt versetzt. Noch lange nachher, als ich Ephrata verlassen, ertönte in meinen Ohren die so herrliche Kirchenmusik."

Leider ist nach Beisels Tode der Gesang in Ephrata vernachlässigt worden, und gingen seine Compositionen während des Befreiungskrieges ganz verloren, was gewiß sehr zu bedauern ist.

Die dritte Persönlichkeit war Peter Miller, geboren zu Kaiserslautern in der Rheinpfalz. Miller studirte auf der Universität Heidelberg Theologie und Philologie, kam im Jahre 1730 nach Philadelphia, wo er von einer schottischen Synode ordinirt wurde; dann wanderte er nach Berks County, um den deutschen Lutheranern am Tulpehocken in Kirchen, Scheunen und unter Schattenbäumen das Evangelium eine zeitlang zu predigen; später begab er sich zu Conrad Beisel, um mit diesem die Siebentäger Religion zu verbreiten. Er war unstreitig einer der gelehrtesten Männer der damaligen Zeit und bei der Regierung, welcher er manch' guten Rath gab, hoch geachtet. Als die Unabhängigkeits-Erklärung der Ver. Staaten proklamirt war, übersetzte er dieselbe in sieben verschiedene Sprachen. In hohem Alter starb er im Jahre 1796 zu Ephrata, wo er 61 Jahre gewirkt. Dort ruhen seine Gebeine, und ein einfacher Stein bezeichnet die Ruhestätte des so thätigen Mannes.—

Die vierte Persönlichkeit war Joseph Hiester, einer der ältesten und treuesten Freunde Conrad Weisers. Dieser brave Mann war in der deutschen Schweiz geboren, wanderte mit zwei Brüdern nach Amerika aus und ließen sich dieselben in Berks County nieder, wo sie das Städtchen Bernville gründeten. Er, nebst seinen Brüdern und Söhnen hatten mit den blutgierigen Indianern gar manchen Kampf, in welchen sie immer siegreich waren und den Indianern solchen Schrecken einjagten, daß sie die Gegend von Bernville lange mieden. Seine Nachkommen, besonders General Joseph Hiester, haben im Freiheitskampf diesem Lande große Dienste geleistet.—

Die fünfte Persönlichkeit war ein Theologe Namens Pyraculus, welcher von der Universität Halle nach Amerika gesandt wurde, um die Mohicaner- und Delaware-Indianer zum Christenthume zu bekehren. Da es aber, um seinen Zweck zu erreichen, nothwendig war, daß er die Mohawk Sprache verstand, so wandte er sich an Conrad Weiser, welcher ihm mit Vergnügen in dieser Sprache Unterricht ertheilte, besonders als er sah, daß er einen so eifrigen Schüler hatte,

Das erste Vater Unser, welches die Rothmänner hörten, war von Pyraculus in die Iroquois Sprache übersetzt.— — —

Unter diesen achtbaren Männern von gereiftem Alter befand sich auch ein schöner, kräftig gebauter und muthig aussehender junger Mann, Namens Thomas Rieth. Der Ehrw. Pfarrer Mühlenberg hatte denselben, da er bereits in seiner Knabenzeit, wo seine Eltern mitten unter den Wilden wohnten, die Iroquois Sprache sprechen gelernt, dem Gouvernement in Philadelphia empfohlen, und da der Gouverneur an dem muthigen jungen Deutschen Gefallen fand, sandte er ihn zur Erlernung weiterer indianischer Sprachen an Conrad Weiser, um sich dort vollkommen zu einem Indianer Agenten ausbilden zu lassen. Conrad Weiser nahm den wackern jungen Mann gerne auf und hatte ihn bald wegen seiner Herzensgüte und seinem großen Eifer liebgewonnen. Auch nahm er denselben mit sich, als er in Shamokin und an anderen Plätzen die Indianerlager besuchte.

Baron Wilhelm Heinrich Stiegel.

Es ist wohl hier am Platz, etwas Näheres über diesen Baron Stiegel zu sagen, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle in Pennsylvanien spielte. Einige behaupten, er sei am Rhein, andere, er sei in Baden bei Lahr geboren, wo seine Eltern große Rittergutsbesitzer waren. Als er herangewachsen, habe er allerhand tolles Zeug getrieben und seinen Eltern viel Sorgen und Kummer bereitet. Nach seiner Eltern Tod, da er den Warnungen seiner Verwandten kein Gehör schenkte, auf Reisen ging und mit den damaligen Goldmachern in Stuttgart, Darmstadt und Cassel Bekanntschaft machte, die ihn auch gehörig schröpften, wurde ihm ein Vormund bestellt und ihm jährlich eine gewisse Summe bestimmt. Stiegel mußte sich einschränken und verbrachte nun seine Zeit mit allerlei Erfindungen, die ebenso wie seine tollen Streiche seine Kasse leerten. Da kam er auf einmal auf den Gedanken, mit seinen Modellen nach London zu ziehen, um dort für seine Erfindungen den so lange gehofften Lohn zu finden, allein er wurde schrecklich getäuscht und fand Schmelz- und Guß-Oefen, die bedeutend besser waren, als seine Modelle zeigten. Enttäuscht und traurig gestimmt schrieb er einen kläglichen Brief von London an seine Verwandten, worin er bat, ihm eine anständige Summe als Reisegeld nach Amerika zu senden und einen Kaufmann in London zu bestimmen, der ihm jährlich seine Apanagen nach Philadelphia vermittle. Um den Leichtsinnigen aus ihrer Nähe zu entfernen und dann vielleicht für immer los zu werden, erfüllten die Verwandten freudig diese Bitte und sandten ihm eine nicht unbedeutende Summe nach London. In kurzer Zeit war Stiegel auf dem Meere, und landete glücklich in Philadelphia.

Sein Aufenthalt daselbst war nur von kurzer Dauer, denn das Stillleben in der Quäkerstadt gefiel ihm nicht und als er erfuhr, daß man in den Bergen von Pennsylvanien viele werthvolle Mineralien finde, machte er sich auf und ging nach Lancaster, von wo man ihn nach Ephrata wies, wohin er sich mit seinem Knappen, Jacob aus Ettenheim, der ihm nach England und Amerika gefolgt, begab, und daselbst von den Siebentägern Miller und Beisel wohl aufgenommen wurde. Diese ertheilten ihm den Rath, sich nach Schäferstädtel zu begeben, in dessen Nähe einige Ansiedler das schönste und reichhaltigste Eisenerz gefunden, und wo er seine Wünsche befriedigen könne. Wohlgemuth gingen Herr und Knappe über die rauhen Berge (heute South Mountain genannt) und erreichten glücklich Schäferstädtel, wo bereits eine Art Gasthof bestand, in welchem sie ein angenehmes Logis und gute Pflege

fanden. Der Wirth, ein lustiger Patron Namens **Ambos**, aus Zweibrücken in der Rheinpfalz gebürtig, unterhielt seine Gäste auf das Beste und gab dem Baron alle Auskunft über das erwähnte Eisenerz, bezeichnete ihm sogar die Gegend, in welcher es zu finden sei und bestellte dazu zwei Männer mit Hacken und Spaten, um das Gewünschte suchen zu helfen. In aller Frühe begab man sich auf den Weg, erreichte den bezeichneten Ort, und nun ging das Graben los.— Bis Mittag hatte man sich abgemüht, ohne etwas von Eisenerz zu entdecken, da rief aber auf einmal der Ettenheimer Jacob: Land! Land! Er hatte einen röthlichen schweren Klumpen aus der Erde gezogen, den der Baron prüfte und als reichhaltiges Eisenerz erklärte. Man grub weiter und fand mehr und mehr; da war nun, wie man zu sagen pflegt, Polen offen, und die Freude über den Fund außerordentlich. Es wurde so viel als möglich von dem Erz mit in die Herberge genommen, die Männer redlich dort beschenkt, und schon am andern Morgen sehen wir den Baron auf dem Weg nach Philadelphia. Dort angelangt nahm er sein deponirtes Geld auf, engagirte mehrere kürzlich daselbst angekommene Deutsche, kaufte alles nöthige Werkzeug nebst einem Wagen zum Transport, und dann ging es wieder freudig Schäferstädtel zu, das die Caravane nach sechstägiger beschwerlicher Reise glücklich erreichte.

Mit großem Fleiß ging's nun an die Arbeit; unermüdlich war der Baron und seine Arbeiter, und ehe noch der Winter eintrat, war schon eine Miniatur Eisenschmelze eingerichtet, wo die Arbeiter das Erz zu schönem Eisen gossen.— Als der Erfolg dieses Unternehmens in Philadelphia bekannt wurde, erregte es großes Aufsehen, und als noch im Februar der Baron selbst kam und Proben seines Eisens mitbrachte, wurde sein Ruf begründet und sein Credit unbeschränkt. Reichlich mit Geldmitteln und Arbeitskräften versehen, kehrte er bald wieder nach Schäferstädtel zurück und im Monat Mai konnte man schon am Mühlbach den Schlag der Hämmer hören, welche das Eisen dehnten.

Immer lebendiger wurde es jetzt in Schäferstädtel und seiner Umgebung, denn es kamen Neugierige aus allen Gegenden, um Stiegel's Schmelze und Eisenhämmer zu sehen und zu bewundern. Hier sah man eine Schmiede, dort eine Wagenmacherei, Zimmerleute und Maurer waren am Häuserbau beschäftigt, kurz die ganze Gegend wurde durch das Genie des Barons belebt und schnell bevölkert. Als nach kurzem Bestehen der Gießerei es Stiegel auch noch glückte, praktische Oefen zu gießen und Exemplare nach Philadelphia zu senden, da stürmten Kaufleute von allen Seiten herbei, um Bestellungen zu machen, und bezahlten hohe Preise.— Noch vor kurzer Zeit sah der Verfasser dieses einen dieser Oefen in Lebanon, worauf in gothischen Lettern gegossen war:

Baron Stiegel ist der Mann,
Der die Oefen gießen kann.

Da Stiegels Verhältnisse jetzt einen so glänzenden Aufschwung nahmen, so fiel es ihm in seinem Uebermuth ein, sich nach alter Väter Weise eine Burg zu bauen, und führte auch nach kurzer Frist seinen Plan aus. Bald erhob sich ungefähr eine halbe Meile von Schäferstädtel auf hohem Hügel die Burg, deren Wartthurm die ganze Gegend überragte, und der auf seinen Zinnen eine kleine Kanone trug, die jedesmal abgefeuert wurde, wenn der Herr Baron ankam oder abreiste. Hatte er Gäste zu sich geladen, und sah der Thurmwächter dieselben sich nahen, so erfolgten zwei Schüsse, die zugleich das Zeichen waren, daß die Musikanten des Barons, die er sich aus seinen Arbeitern herangebildet hatte, auf den Thurm mußten, um die Ankömmlinge mit Musik zu begrüßen. Auch hatte er sich mit französischen und Rheinweinen reichlich versorgt. Die Jagdgründe in der Nachbarschaft waren damals ganz vorzüglich, es wurden daher, nachdem die

Gäste sich etwas ausgeruht, Jagdpartien veranstaltet, nach welchen dann die Bankette oder Trinkgelage begannen.

Ueber das fernere Schicksal dieses merkwürdigen Menschen finden wir in den hinterlassenen Papieren des Ehrw. Pastor Kurz Folgendes: „Seine Saufereien, sein Hochleben in Philadelphia, seine Glasmacherei, die Vernachlässigung seiner Eisenhütten, der Bau und die Einrichtung seines Schlosses in Manheim, Lancaster Co., haben ihn zu Grunde gerichtet. Er wurde zu Philadelphia in den Schuldthurm geworfen, und als er frei wurde und seine Frau und Kinder besuchen wollte, waren alle an einer Krankheit gestorben. — Als er zu mir kam und mich um eine kleine Unterstützung bat, verschaffte ich ihm in Womelsdorf die Schulmeisterstelle. — Von da ist er verschwunden; wohin weiß ich nicht."

Die Geraubte.

Die eben genannten Männer, welche bei Weiser versammelt waren, beriethen lange und auf die eingehendste Weise über das Wohl und Wehe der deutschen Ansiedler in Berks und den angrenzenden Counties, und waren die Hauptthemata die Religionswirren, der Krieg mit den Franzosen und die schrecklichen Raubmorde, welche unbekannte Indianer-Stämme, die jetzt über die blauen Berge gezogen kamen, und durch den Franzosenfreund, den wilden und mordsüchtigen Indianer-Häuptling Peter Cartiere, angeführt wurden. Man verfaßte eine Petition an die Regierung, worin dieselbe auf das Dringendste gebeten wurde, doch so schnell als immer nur möglich Mannschaft, Waffen und Munition zu senden, sonst müßten die Ansiedler am Swatara, am Tulpehocken und am Fuße der blauen Berge, denen man keinen Schutz gegen die Wilden gewähre, Haus und Hof verlassen.—

Ueber den langen Berathungen neigte sich der Tag, die Sonne fing schon an, sich hinter den Bergen zu verstecken, und die blauen Berge nahmen die wunderbare veilchenblaue Farbe an, als man einen hochgewachsenen Indianer über den Hof schleichen sah, dem eine in Teppiche gehüllte, weibliche Gestalt folgte; in wenigen Minuten stand der Rothmann auch schon unter der Thür der Stube, in welcher die Männer versammelt waren, und als Weiser denselben erblickte, sprang er sofort auf, er hatte ja seinen alten, treuen Freund, Shekelemy, einen der friedlichen Indianer-Häuptlinge, erkannt, und war die Begrüßung der beiden Männer eine so herzliche, daß alle Anwesenden darüber erstaunt waren, sich auch herzlich freuten, den so viel genannten, berühmten Chief persönlich kennen zu lernen. Da die in Teppiche gehüllte weibliche Gestalt noch immer schüchtern an der Thür blieb, stand Shekelemy plötzlich auf, ergriff sie bei der Hand, führte sie Weiser zu und sprach: „Bruder Conrad, ich habe dieses bleiche Mädchen einer Indianer-Squaw abgehandelt, um es dir zu bringen, denn ich weiß ja, daß Du für das arme Kind sorgen wirst, kannst vielleicht auch dessen Verwandte auffinden, welche Dir gewiß dafür dankbar sein werden." Weiser dankte dem Rothmann und ersuchte die Gestalt mit den freundlichsten Worten, sich nicht zu fürchten, da sie ja jetzt unter Freunden sei, die sie schützen und ihr nur Gutes thun wollten. Durch das freundliche Zureden Weisers ermuthigt trat die Gestalt jetzt näher, reichte dem guten Manne die Hand, und als sie ihr Haupt, das bisher immer gesenkt blieb, erhob, um zu danken, erkannte man ein ungefähr 17 Jahre altes Mädchen mit einem sanften, aber sehr bleichen Gesicht, großen hellblauen Augen, die freudig aufleuchteten. Ihr Wuchs war schlank; ihr dichtes, langes, blondes Haar hing nach Indianerweise tief über den Rücken hinab, und als sie in deutscher Sprache zu sprechen begann, ertönte eine so angenehme, weiche Stimme, daß alle Anwesenden sich neugierig erhoben, um die Erscheinung näher zu betrachten und ihr die Hand zum Will-

kommen zu reichen. Kaum hatte Shekelemy Platz genommen und war auch dem Mädchen ein Sitz angewiesen, erschien schon Thomas Rieth mit Erfrischungen für die beiden Wanderer; auch Mama Weiser folgte ihm, um das Wundermädchen, wie Thomas die Angekommene nannte, zu sehen, zu begrüßen und ihr Trost zuzusprechen, und als sie versprochen, für die Arme wie eine Mutter zu sorgen, da schmiegte sich das Mädchen an die gute Frau und sprach mit Thränen in den Augen: „Tausend, tausend Dank! liebe, gute Frau, ich will Alles thun, um Dich zu erfreuen, und Dir ewig dankbar sein; aber, ach! die Meinigen werden Euch nie danken können, denn meine Hoffnung ist dahin, sie in dieser Welt wiederzusehen."— Als sich das Mädchen erholt hatte, bat Mühlenberg freundlich, sie möchte doch erzählen, wie sie unter die Indianer gekommen sei und was sie unter den Wilden erlebt, welchen Wunsch sie auch sogleich zu erfüllen versprach, und sie begann: „Vor etwas über drei Jahren wanderten meine Eltern mit ihren vier Kindern, zwei Knaben und zwei Mädchen, aus der Gegend von Weilheim im Württemberger Lande nach Amerika aus. Als wir in Philadelphia angekommen, fand mein Vater, Jacob Weidle, (Urgroßvater des kürzlich in Lebanon verstorbenen achtbaren Jacob Weidle) dort einen alten Freund, welcher dahin gekommen war, um Einkäufe zu machen, und der ihm vorschlug, mit ihm an den Swatara Bach zu ziehen, wo er eine Farm besäße, die ihn und die Seinigen reichlich ernähre, ihn zu einem unabhängigen Manne gemacht hätte, und sein Vermögen vermehre sich mit jedem Jahr beträchtlich. Er wolle ihm eine schöne Strecke gutes Ackerland unentgeldlich geben und ihm in allen Stücken behülflich sein, daß auch sein lieber Jugendfreund mit den Seinen bald glücklich und unabhängig werde. Nachdem sich mein Vater und meine Mutter über den Vorschlag des Daniel Moser, so hieß der gute Mann, besprochen, willigten sie ein. Mein Vater kaufte nun, da er ein tüchtiger Ackersmann war, die nothwendigen Ackergeräthe, und wir zogen nach den Ufern des Swatara Baches, wo wir von Mosers Familie auf das Freundlichste aufgenommen und bewirthet wurden. — Schon am nächsten Tag wies Moser meinem Vater das Land an, auf welchem wir uns niederlassen sollten.—

Es war ein herrliches Frühlingswetter und wir begaben uns rasch und mit allem Fleiß an die Arbeit, um uns in der Nähe von Mosers Wohnung an einer schönen Quelle eine Hütte zu bauen und ein Gärtchen anzulegen, wobei uns Moser mit seiner ganzen Familie mit Rath und That an die Hand ging. Bald hatten wir eine nothdürftige Wohnung eingerichtet, der gute Nachbar gab uns eine Kuh, Hühner, Gänse, Enten und zwei junge Schweine zum Geschenk, lieh uns seine Zugthiere, um ein Stück Land aufzuackern und in dasselbe Welschkorn, Weizen 2c. zu säen, welche Früchte in dem fruchtbaren Boden trefflich gediehen, und als der Herbst herbeikam, waren unsere Mühen reichlich belohnt; denn wir hatten so viel geerndtet, daß wir ohne Nahrungssorgen der rauhen Jahreszeit entgegen sehen konnten.—

Im nächsten Jahre, als kaum der Schnee von den Feldern gewichen, gingen wir wieder mit allem Fleiß und mit frohem Muthe an die Arbeit; es wurde gepflügt und gesäet, der Garten mit passenden Gemüsen bepflanzt, Obstbäume gesetzt, und als zum zweiten Male der Winter kam, hatten wir zwei schöne Milchkühe, ein Pferd nebst vier Schweinen, eine Menge Federvieh, das sich lustig um die Ställe trieb, die wir sorgfältig für Kühe und Pferd gebaut, und worauf das Heu und die geerndteten Früchte lagerten; auch hatte uns der Garten reichlich mit Gemüsen versorgt, die wir im Keller des Hauses sorgsam aufbewahrten. Unser Haus war jetzt recht wohnlich gemacht, und da die Moser Familie so liebe und gute Nachbarn waren, so besuchten wir uns öfters gegenseitig und lebten

recht glücklich und zufrieden. Aber ach!" jetzt seufzte sie und ihre Stimme stockte; Thränen rollten über ihr bleiches Angesicht, und es dauerte eine Zeit lang, bis sie in ihrer Erzählung fortfahren konnte. „Ach, in der Nacht des 16. November wurden wir durch einen Feuerschein und wüstes Geschrei aufgeweckt; wir eilten so schnell als möglich in die Kleider, und großer Gott! was sahen wir? Das Wohnhaus und die sonstigen Gebäulichkeiten unseres Nachbars Moser standen in Flammen; wir vernahmen ein fürchterliches Angstgeschrei und ein schreckliches Gestöhn von Menschen und Thieren. Mein Vater und meine Brüder eilten so schnell als möglich aus dem Haus, um dem Nachbarn Hülfe zu leisten.— Ach, es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen, denn kaum hatten diese unser Haus verlassen, so kam das wüste Gebrüll auch schon unserer Wohnung näher, und bald erblickten wir einen Haufen Indianer mit Brandfackeln, und in wenigen Minuten loderten die Flammen auch in unsern Gebäulichkeiten, und vernahmen wir das Wehegeschrei unsrer armen Hausthiere. Wir Frauen wollten flüchten, uns retten, aber kaum waren wir aus der Hausthür getreten, wurden wir schon von rohen Händen ergriffen und fortgeschleppt. Nachdem die Wilden ihren Mord, Brand und Raub vollendet, trieben sie uns arme, vor Kälte und Angst zitternden Frauen die ganze Nacht vor sich her, und gönnten uns keine Ruhe, bis sie ihren Lagerplatz spät am andern Morgen erreicht, wo wir unter die Obhut einiger Frauen gegeben wurden, die uns etwas Speise gaben und Ruhe gönnten. Umsonst sahen wir uns nach Vater und Brüdern, nach Angehörigen unseres Nachbars Moser um. Hier blieben wir einige Tage und wurden auf das strengste bewacht; wer beschreibt unser Entsetzen, als uns angedeutet wurde, daß man uns nun trenne; alles Bitten und Flehen war umsonst, mit roher Hand riß man uns von einander, ich sah Mutter und Schwester seitdem nicht mehr. Ein schmutziges Weib zog mich aus der Hütte, die wir bewohnt hatten und führte mich den ganzen Tag hindurch durch Wald und Gestrüpp über Berge, bis wir spät am Abend ein Indianerlager an einer großen Quelle in einem engen Thale erreicht hatten."

„Das war an der kalten Spring," fiel Conrad Weiser hier ein, und Shekelemy nickte dazu, „wo ich, als ich von meiner Reise von Shamokin zurückkehrte, diesen meinen indianischen Freund kennen lernte."

Nach dieser Bemerkung fuhr das Mädchen fort: „Hier wurden mir allerlei Arbeiten angewiesen, ich mußte Holz herbeischleppen, Feuer machen, Wasser tragen und die schmutzigen Kinder herumschleppen, was ich auch ohne Murren that, dagegen muß ich aber auch sagen, daß das Weib, welches die Indianer Gila nannten, und deren Eigenthum ich zu sein schien, mich überall gegen Rohheit schützte. Die Männer gingen während des Winters auf die Jagd oder unternahmen von Zeit zu Zeit kleine Raubzüge, nach welchen gewöhnlich große Schmausereien stattfanden, dann lagen sie wieder auf ihren Bärenfellen, bis sie der Hunger hinaustrieb. Was meiner Herrin besonders an mir gefiel, war, daß ich mich so eifrig bemühte, die Sprache der Wilden verstehen und sprechen zu lernen; sie unterstützte mich dabei nach Kräften, und kaum war ich einen Monat unter den Wilden, so konnte ich sie verstehen und mich in ihrer Sprache, der Mohawk Sprache, verständlich machen.—

Als der Frühling kam, die Erde sich wieder mit Grün schmückte, die Bäume Blätter trieben und die Sonne wieder ihre warmen Strahlen sandte, mußte ich öfters mit Gila hinaus, um Kräuter und Wurzeln zu sammeln, welche sie gegen andere Gegenstände bei ihrer Nation, auch bei den Ansiedlern austauschte, denn sie hatte sich durch ihre Medizin, die sie bereitete, einen nicht unbedeutenden Ruf erworben und war überall, sowohl in den Farmen, als auch in den Wigwams gern

gesehen. Eines Tages befahl sie mir wieder, ihr zu folgen; sie wolle jetzt, sagte sie, in wärmere Thäler und Wälder, um Kräuter zu suchen, die sie vortheilhaft bei den Bleichgesichtern vertauschen könne, und da der Weg dahin ziemlich weit sei, so müßte ich ihr behülflich sein und die Lebensmittel tragen. Sie brachte zwei große Körbe herbei, wovon der eine mit Lebensmitteln schwer gefüllt war, den sie mir auch auflud und vorwärts zu schreiten befahl. Mit Vergnügen befolgte ich den Befehl, denn in mir lebte die Hoffnung auf, daß ich Gelegenheit finden könnte, zu entfliehen, mich zu befreien aus der Gefangenschaft und aus dem wüsten Leben. Als wir eine zeitlang die hohen Berge hinaufgewandert waren, und von Müdigkeit genöthigt unter einem Baume eine zeitlang ausruhen mußten, nahm ich die gute Gelegenheit und bat Gila dringend, sie sollte mir doch den Aufenthalt meiner Mutter und Schwester angeben, da sie denselben ja wisse, ich wolle mich gewiß dankbar dagegen erweisen, und es werde sie gewiß nie reuen, meinen Wunsch und meine Bitte erfüllt zu haben.

Gila aber versicherte mich, daß sie meiner Mutter und Schwester Aufenthalt nicht wisse; sie seien zwei Castanoga Indianer Weibern zugetheilt worden, die mit ihnen den Susquehanna nach Westen überfuhren; wenn ich ihr aber, wie bis jetzt, gehorsam bliebe und keinen Versuch mache, zu entfliehen, so wolle sie eifrig nach deren Aufenthalt forschen, und zweifle sie auch nicht, denselben zu entdecken, und sie gegen ein gutes Lösegeld befreien zu können. In der Freude über ein solches Versprechen fiel ich dem schmutzigen Weib um den Hals, küßte sie, dankte ihr auf die herzlichste Weise und versprach Alles zu thun, was ich ihr an den Augen absehen könnte und nie verrätherisch von ihr zu laufen.—Gut! gut, sagte Gila, ich werde thun, was ich kann; doch jetzt ist es noch zu früh, denn der böse Peter Cartiere, der nach dem Blute eines jeden Bleichen, Mann, Weib oder Kind, lechzt, und welcher mich haßt wie das wilde Feuer, treibt jetzt sein Wesen an den Ufern des Susquehanna; ich muß abwarten, bis er von dort fortgezogen.

Nach einem langen und höchst mühsamen Marsch erreichten wir den südlichen Vorsprung eines der blauen Berge, den man von dieser Farm recht deutlich sehen kann, obschon er von hier weit entfernt ist; es war dieses das Ziel unserer Reise. Gila ist eine große Kennerin von heilsamen Kräutern und kennt die Plätze genau, wo dieselben zu finden sind; da aber die Nacht jetzt hereinbrach, so sagte sie, wir wollten heute keine Kräuter mehr sammeln, sondern einen Lagerplatz aufsuchen, wo wir geschützt gegen die wilden Thiere die Nacht zubringen können, und bald hatte sie auch den ihr wahrscheinlich schon früher bekannten Ort gefunden. Es war eine Felsenhöhle, umgeben von einem fast undurchdringlichen Gestrüpp, durch welches ein klares Quellwasser rieselte; die Höhle war geräumig, trocken, und man war in derselben vor allem Unwetter geschützt; vor derselben gewahrte ich einen Feuerplatz, wie ihn die Indianer und Jäger gewöhnlich bauen, und als ich das Innere der Höhle betrachtete, sah ich aufgehäuftes Stroh und Laub, ein sicheres Zeichen, daß dieselbe schon Anderen vor uns zum Aufenthalte gedient. — Hier wollen wir die Nacht zubringen, sagte Gila und befahl mir, dürres Holz herbeizusuchen und Feuer zu machen, da die Nächte, besonders aber die Morgen in dieser Jahreszeit bei den blauen Bergen noch immer sehr kühl seien, auch die Raubthiere dadurch verscheucht würden. Bald brannte ein lustiges Feuer, neben welchem wir uns Sitze bereiteten, so gut es ging; die Lebensmittel wurden aus dem Korbe genommen und mit großem Appetit eine gute Portion derselben verzehrt, obschon sie nicht ganz appetitlich waren, indem sie aus Speck von Bären, und aus nicht ganz wohlriechenden Fischen bestanden. — Zufrieden mit unserem Tagewerk und müde legten

wir uns sorglos in der Felsenhöhle nieder, schliefen ruhig und ungestört, und schon beleuchtete die Sonne die Südberge, die wir deutlich von unserer Höhle aus sehen konnten, als wir erwachten. Nachdem wir uns an dem herrlichen Quellwasser gelabt, und einige Stückchen getrocknetes Hirschfleisch genossen hatten, begaben wir uns an die Arbeit, die verschiedenen Kräuter zu pflücken und Wurzeln auszugraben, dieselben der Ordnung nach zusammen zu binden, und in kurzer Zeit hatten wir so viele gesammelt, als Gila zum Handel, den sie diesen Tag machen wollte, für nöthig fand, denn sie wollte ja nur die nächstgelegenen Ansiedlungen der Bleichen besuchen. —

Als Alles bereit war, erhob sich Gila, faßte mich scharf ins Auge und sprach: Ich gehe jetzt hinab in die Ebene zu den Bleichen, um die Kräuter auszutauschen, und lasse dich hier allein, aber fürchte dich nicht, denn dieser Ort ist nur wenigen Menschen bekannt, und die ihn kennen, sind jetzt weit entfernt; halte das Feuer auf, und sollte sich dir ein wildes Thier nahen, so nimm einen Feuerbrand, schwinge ihn um dich, und gleich wird es sich entfernen; hüte dich aber, vor dem Feuer in Schlaf zu gerathen, denn die Schlangen ziehen gerne der Wärme nach, und es könnte dir leicht großes Unglück geschehen, besonders aber entferne dich nicht von diesem Ort, sicher würdest du dich verirren, dem Hunger erliegen oder die Speise der grimmigen Panther und Bären werden, welche in so großer Anzahl in dieser Gegend hausen. Auf das Tiefste erschrocken hörte ich diese Worte, diesen Rath, sank nieder auf meine Knie, ergriff Gila's Hände und bat sie auf das Dringendste, mich doch nicht in dieser Wüstenei allein zu lassen, aber Alles vergebens; sanft legte sie mir die Hand auf das Haupt, wies meine Bitte zurück und bemerkte dabei, daß jetzt noch nicht die Zeit gekommen sei, wo sie mich unter die Bleichen führen könne, denn wenn man mich bei ihr erblickte, so wäre es um ihr Leben geschehen. Die Bleichen seien jetzt in großer Aufregung wegen der Grausamkeiten, welche Cartiere's Banden kürzlich ausgeführt; ich sollte daher folgsam sein, mich gedulden, denn sie hätte ja nur Gutes mit mir im Sinne, und lange bevor die Sonne ins Bett gehe, werde sie wieder bei mir sein und vielleicht gute Nachrichten für mich bringen. Diese so treuherzig gesprochenen Worte trösteten mich; ich versprach, mich ruhig zu verhalten und nach ihrem Rath nicht zu entfliehen zu suchen, worauf die Alte die mit Kräutern gefüllten Körbe aufnahm, den Berg hinab der Ebene zuging, wo sie gewiß schon öfters bei den weißen Ansiedlern war und Bekanntschaften hatte. —

Lange saß ich traurig und in Angst vor dem Feuer, meine Gedanken beschäftigten sich mit den lieben Eltern und Geschwistern, meine Seele wandte sich dann im Gebete zu dem allmächtigen und allgütigen Gott, er möge mich doch wieder zu den Meinigen führen, nach denen ich mich so sehr sehne. Als ich hierauf mein Haupt erhob, sah ich, daß die Sonne sich stark dem Untergange neige, und noch war Gila nicht zurück. Neue Angst bemächtigte sich meiner, und als es plötzlich über mir im Gebüsch rauschte, da fuhr ich erschrocken auf und ergriff einen Feuerbrand, denn ich fürchtete, daß sich ein wildes Thier mir nahe. Mit großer Spannung lauschte ich auf das Kommende, denn das Geräusch kam mir immer näher, schon war es über mir auf dem Felsen hörbar, und als ich meine Augen aufschlug, um darnach zu sehen, wer beschreibt mein Erstaunen, als ich die hohe Gestalt eines Indianers vor mir sah, der, da er meine Angst gewahrte, mir freundlich zurief, ich sollte mich nicht fürchten, denn er sei nicht gekommen, mir Böses, sondern Gutes zu thun, worauf er ruhig den Felsen herabkletterte und in wenigen Minuten vor mir stand." Jetzt erhob sich die Erzählerin, trat auf Shekelemy zu und sagte: „Dieses ist der Mann, der mich so erschreckte, dann aber mein Retter wurde, und dem ich ewig dankbar sein werde."

Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort: „Freundlich reichte er mir die Hand und bemerkte, daß er mein Schicksal kenne, er hätte mich gestern mit Gila, seiner alten Freundin, den Berg hinaufsteigen sehen, und da er dieselbe heute Mittag ohne mich zu den Ansiedlungen wandern sah, so hätte er geglaubt, das Weib habe mich hier angebunden, und er sei deshalb hierhergekommen, um mich von den Fesseln zu befreien und zu schützen, ich sollte mich ruhig verhalten, bis Gila zurückkomme, denn er wolle mit ihr wegen meiner unterhandeln; er kenne sie genau, sie sei ein habsüchtiges Weib, doch habe sie ein weiches, gutes Herz.—

O! wie trösteten mich die Worte des guten Rothmannes, wie freudig schlug mein Herz, wie belebte mich die Hoffnung, bald frei zu werden und die Meinigen vielleicht wieder zu finden!

Bald vernahm ich abermals ein Geräusch durch die Büsche unter der Höhle her und sah gleich darauf Gila mit ihren Körben herankommen, die nicht wenig erstaunt war, einen Indianer neben mir sitzen zu sehen, doch da sie denselben sofort erkannte und ihn freundlich begrüßte, war ich sicher, daß Shekelemy wahr gesprochen, und daß Beide alte Freunde seien.—Sogleich nach der Begrüßung kramte Gila die Körbe aus und es kamen zum Vorschein: Würste, Eier, Brod, ein Schinken, auch Hemden und ein Paar Schuhe, welch letztere ich sogleich anziehen mußte, denn meine Fußbekleidung war eine ganz erbärmliche, und meine Füße waren wund. Hierauf lud sie uns zum Essen ein; wir alle griffen herzhaft zu, so daß von dem Proviant wenig mehr übrig blieb, besonders von dem Brod, welches Gebäck ich seit vielen Monaten nicht mehr genossen. Nachdem getafelt war, ergriff Shekelemy Gila's Hand, blickte ihr scharf ins Auge und sagte dann Folgendes: Gila, du bist gut, dein Stamm aber hat viel Böses gethan, und sein Chief, dein Mann Threbakna, war blutdürstig, streitsüchtig, und hat nicht blos an den bleichen Männern, Weibern und Kindern, sondern auch an den Rothen viel Greuel verübt, ist aber auch von dem großen Geist dafür bestraft worden, indem ihn Cartiere auf die schaudervollste Weise tödten ließ. Gila! Gila! Du hast schon eine lange Zeit gelebt, Vieles gesehen und erfahren, daß der große Geist das Gute belohnt und das Böse bestraft; deshalb bitte ich dich, thue Gutes, denn nur dann wirst du in den ewigen Wäldern willkommen sein. Uebergieb mir dieses traurige Bleichgesicht; ich will es zu meinem und deinem Freund Conrad bringen, der für dasselbe am Besten sorgen kann; doch damit du siehst, daß ich das Mädchen nicht umsonst von dir verlange, will ich dich mit schönen Teppichen, mit Perlen und sonstigem Schmuck für deine jungen Krieger reichlich belohnen, und verspreche dir noch weit mehr, nämlich: überall Schutz bei den Bleichen, Geschenke aller Art, meine und des Munci Chiefs ewige Freundschaft, und ewige Feindschaft gegen alle deine und deines Stammes Feinde und Uebelthäter, wenn du uns hilfst, die Eltern dieser Verlassenen aufzufinden. — Lange stand Gila unschlüssig, versunken in Gedanken, und man sah ihr an, daß Shekelemy's Vorschlag sie sehr überraschte. Endlich aber erhob sie ihr Haupt, und nachdem sie einen traurigen Blick auf mich geworfen, antwortete sie: Shekelemy, ich habe das bleiche Ding lieb, ja sehr lieb gewonnen, und es wird mir schwer, ja sehr schwer, mich von ihm zu trennen; doch deine Worte haben mich gebrannt, wie das wilde Feuer, ich muß deinen Wunsch erfüllen, weil er, wie du sagst, Gutes will und der große Geist mich dafür belohnen wird. Gehe fort und bringe mir morgen, wenn die Sonne am Höchsten steht, deine Geschenke unter den großen Baum, den wir beide kennen, und der am Wege nach meinem Lager steht, dann sollen deine Krieger die Geschenke nach meinem Wigwam bringen, und du kannst das Mädchen mitnehmen und zu dem Medizinmann Conrad bringen, mußt ihm aber auch sagen, was ich für es gethan und er

solle seinen Kriegern befehlen, daß sie niemals ihre Donnerbüchsen auf die alte Gila richten, welche schon Manches gut gemacht, was ihr Mann Threbakna Böses gethan, und sie wolle den Bleichen noch mehr Gutes thun, wenn es in ihrer Gewalt stehe. Shekelemy reichte der Alten die Hand, und ohne eine weitere Bemerkung zu machen, eilte er den Berg aufwärts. Als die Schritte des Davoneilenden verhallt waren, frug mich Gila, ob ich mit ihrer Handlung zufrieden sei. Ich umfaßte sie, dankte ihr mit Thränen in den Augen, worauf sie tief gerührt in die Höhle ging und sich schweigend auf das Lager warf.

Eben erhob sich die Sonne im Osten und beleuchtete die Bergspitzen, als ich aus süßem Schlummer, aus angenehmen Träumen erwachte. Gila saß schon vor der Höhle, hatte bereits ein Feuer angemacht und bereitete einige Speisen zum Frühstück, nach welchem wir sogleich aufbrachen, um in gehöriger Zeit bei dem großen Kastanienbaum zu sein, wo wir Shekelemy sehen sollten; doch ehe wir weggingen, mußte ich noch von den eingetauschten Kleidern, die Gila am vorhergehenden Tag mitgebracht hatte, anziehen. Schweigend wanderten wir durch Hochwald, Gestrüpp und über endloses Steingeröll unserem Ziele zu, Gila, wie es schien, betrübt, ich aber mit frohem hoffendem Herzen, daß mein großes Elend bald ein Ende nehmen werde, und hütete mich daher wohl, Gila aus ihrem Brüten zu wecken. Noch hatte die Sonne ihren höchsten Stand nicht erreicht, als wir schon bei dem bestimmten Baume angelangt, waren aber sehr erstaunt, als wir Shekelemy mit seinen Leuten dort schon gelagert fanden, und die Geschenke für Gila ausgebreitet lagen, welche sie auch gleich mit Kennermiene betrachtete, und als sie alle geprüft, wie ein Kind sich darüber gefreut, kam sie mit einem Paar Strümpfe und diesem Teppich, den ich jetzt trage, auf mich zu, um mir dieselben zum Geschenk zu machen. Hierauf packten die Indianer die Waaren zusammen, machten sich bereit, mit Gila den Weg nach ihrem Wigwam zu gehen, das sie, wie sie meinten, bei großer Eile erst bei der Nachtzeit erreichen könnten. Gila kam dann nochmals zu mir heran, drückte mir die Hände zum Abschied, und sprach mit zitternder Stimme: Tschuka, — das war mein indianischer Name — Tschuka, wir müssen uns nun trennen, ich kehre zu meiner, du zu deiner Nation zurück. Sage deinen Bleichen, daß sie uns schon viel Uebles gethan, auch wir ihnen; sage ihnen auch, daß Gila keine schlechte, falsche Rothhaut sei, sie sollten ihr nichts Böses zufügen, wenn sie in ihre Hütten käme. Aber ganz besonders empfehle mich dem guten Medizinmann Conrad, der so oft ruhig in unsern Wigwams geschlafen, dem nie ein Indianer Böses gethan. Sie zog ein Päckchen hervor und sagte: gieb ihm diese Kräuter, sie heilen alle Wunden, und besonders den Biß giftiger Schlangen, und noch einmal drückte sie mir und Shekelemy die Hände, dann eilte sie rasch den Berg hinan und war bald meinen Augen entschwunden.

Nun war ich mit meinem Retter allein unter dem Baum, der mir aber keine Zeit ließ, über das Erlebte nachzudenken, sondern mich antrieb, den Ort sogleich zu verlassen und rasch vorwärts zu schreiten, da wir uns beeilen müßten, wenn wir noch vor dem Eintritt der Nacht eine ihm bekannte Farm erreichen wollten, wo wir gewiß gute Aufnahme finden würden und ich dann nicht mehr zu fürchten habe, daß mir Böses geschehe. Von dort aus müßten wir noch einen Tag schnell schreiten, um Conrads Haus zu erreichen, der mich freundlich empfangen und wo ich eine gute Heimath finden werde, denn Conrad hätte ein herzensgutes Weib und liebe Töchter, die meinen Kummer bald verscheuchen würden. Rasch schritten wir dann zu, in der Ebene wurden die Wege immer besser, und noch war die Sonne nicht untergegangen, als wir schon die Farm erreicht und von dem Eigenthümer, Daniel Batdorf, und seiner Familie willkommen geheißen, freundlich und gut be-

wirthet wurden. Am nächsten Morgen, als die Sonne noch nicht aufgegangen, waren wir schon wieder auf dem Weg und erreichten auch glücklich dieses Haus."—

Mit großer Theilnahme hatten alle Anwesenden der interessanten Erzählung der Geraubten gelauscht, und ihr trauriges Schicksal bedauert. Weiser stand auf, drückte schweigend dem Indianer die Hände, worauf er sich zu der Erzählerin wandte, ihr auf die freundlichste Weise das Versprechen gab, wie ein Vater für sie zu sorgen. Mutter Eva Weiser aber zog das Mädchen in ihre Arme, drückte schweigend einen Kuß auf ihre Lippen und führte sie aus der Stube. —

Thomas Rieth.

Schon in der Frühe am nächsten Tage fuhr Baron Stiegel, eine kräftige Gestalt im schönsten Mannesalter, mit seinen geschmückten Wagen in Weiser's Hof ein, um die eingeladenen Gäste abzuholen und sie auf seiner Burg auf das Beste zu bewirthen, und ihnen sonstige Vergnügungen zu bereiten. Bald saßen alle, auch Shekelemy, bequem in den Wagen, und lustig ging es Schäferstädtel zu. Thomas Rieth ließ sich nicht bewegen, die Festlichkeiten mitzumachen; er entschuldigte sich, daß ein Unwohlsein ihm nicht erlaube, an den Vergnügungen der Herren Theil zu nehmen, doch sollte sich sein Zustand bessern, so wolle er nachkommen. —

Während nun die uns bekannten deutschen Männer sich auf der Burg des Barons belustigten, nahm sich Mutter Weiser treulich des Mädchens an, versah es mit anständiger Kleidung, wies ihm Arbeit an, suchte seine traurigen Gedanken zu verscheuchen und es wieder froh zu machen, was ihr aber trotz aller Bemühungen nicht vollkommen gelingen wollte, doch gab sie die Hoffnung nicht auf, daß ihr Vorhaben ganz gelingen werde, denn Elise, das war des Mädchens Taufname, ergriff freudig jede der ihr angewiesenen Arbeiten, zeigte sich recht dankbar und wurde der guten Frau, die mit vielen Kindern gesegnet war, recht nützlich. Aber auch für Thomas Rieth wurde Elise ein großer Schatz, denn sie sprach ja mit großer Geläufigkeit die Mohawk-Sprache, welche zu erlernen er zu Weiser gesandt wurde. Er suchte sich Elise, so oft er Gelegenheit fand, zu nähern, um mit ihr das Kauderwelsch zu plappern, und er erlernte in kurzer Zeit mehr durch sie, als während mehrerer Monate unter der Leitung Weiser's, der sich doch alle mögliche Mühe gab, den jungen Mann, den er sehr lieb gewonnen, zu befähigen, das Amt eines Indianer-Agenten und Dolmetschers übernehmen zu können. Aber auch sonstiges Interesse fesselte Thomas von Tag zu Tag mehr an das Mädchen, denn in ihrer neuen passenden Kleidung zeigte sie einen schönen, untadelhaften Wuchs, und war ihr liebliches Gesicht auch noch bleich und lagerte auf demselben noch immer tiefer Kummer, so war sie doch eine Schönheit zu nennen, und wenn sie mit ihren großen, blauen Augen den Jüngling freundlich ansah, so fühlte er sich zu ihr hingezogen, daß sein ganzes Wesen in Liebe für sie entbrannte, und er sich gestand, daß unter allen weiblichen Wesen nur sie ihn glücklich machen könne. Er nahm sich vor, ihr Herz zu gewinnen, und nichts sollte ihm zu schwer werden, das Glück zu erlangen, sie sein Weib nennen zu dürfen.

Nachdem Conrad Weiser, sein Schwiegersohn Heinrich Melchior Mühlenberg und Shekelemy nach den Freudentagen, die sie bei Baron Stiegel zugebracht, wieder zur Farm zurückgekehrt waren, ersuchte sie Thomas, doch ein Examen mit ihm vorzunehmen, um zu erfahren, welche Fortschritte er in der Mohawk = Sprache gemacht habe, und wurde ihm dieses gerne bewilligt, besonders da Shekelemy noch anwesend war, der ja das beste Urtheil abgeben könne. Die Examination fand sogleich statt, und nachdem dieselbe beendet war, waren die Examinatoren überrascht

über die Fortschritte, die der junge Mann in so kurzer Zeit gemacht, und erklärte der Indianer, daß Thomas vollkommen fähig sei, in der Mohawk-Sprache zu unterhandeln; Conrad möge ihn beim Gouvernement auf's Beste empfehlen. Diesem stimmte auch Mühlenberg bei, besonders da es jetzt der Regierung zu Philadelphia in dieser schweren Zeit an tüchtigen und muthigen Agenten und Dolmetschern fehle, und ein solcher sei Thomas.—

Der Abschied von Weiser und seiner Familie wurde Thomas sehr schwer, denn er hatte bei ihnen angenehme und frohe Tage verbracht, schwerer aber, ja viel schwerer war ihm der Abschied von seiner so liebenswürdigen Lehrerin Elise, an der sein Herz mit dem vollen Trieb der ersten Liebe hing, und er konnte beim letzten Druck der Hand kaum die Worte hervorbringen, ihr zu versichern, wie sehr er sie schätze und liebe, wie seine Gedanken immer bei ihr wären, und daß er alles thun werde, um ihren Kummer zu heben und ihre Liebe zu erringen; sie sollte auch ihm gut bleiben, denn er hege die feste Hoffnung, daß er und sie noch recht glückliche Tage mit einander erleben würden. Mit einem sanften Druck der Hand, mit Thränen in den Augen flüsterte Elise dem lieben Freund zu: „Geh Thomas, sei glücklich in Deinen Unternehmungen, Du bleibst in meinem Herzen wohnen, bis der Tod es bricht.“ Und rasch eilte sie davon.

Thomas Rieth war glücklich in Philadelphia angelangt, wurde dort sogleich an das Committee verwiesen, welches ihn zu prüfen hatte, und waren die Herren vom Committee, sowie einige Indianer, welche der Prüfung beiwohnten, ganz erstaunt, daß es dem jungen Deutschen möglich geworden, in so kurzer Zeit die Mohawk-Sprache so fließend sprechen zu lernen. Der Gouverneur, ein Freund Mühlenbergs, ließ, als er vom Prüfungs-Committee Bericht erhalten hatte, den jungen Thomas zu sich rufen, belobte ihn und ließ sogleich das Patent als Indianer-Agent der englischen Regierung ausfertigen, und wurde er sofort angewiesen, mit einer kleinen Begleitung von unerschrockenen und erfahrenen Männern an den Susquehanna zu ziehen, um dort die wilden Stämme, die von Nordwesten hergezogen waren und theilweise schon den Strom in feindlicher Absicht überschritten hatten, zum Frieden zu bewegen. Reichlich mit Munition, Schießwaffen, Lebensmitteln, Geschenken für die Indianer versehen, zog die muthige kleine Schaar über Lancaster nach Harris Ferry, und von dort den Susquehanna aufwärts, bis sie, wo jetzt das Städtchen Dauphin steht, auf ein Indianerlager stießen. Es waren friedliche Munci-Indianer, die dort gelagert waren, und als Thomas zu ihnen den Gruß des großen Vaters in Philadelphia gesprochen, auch ihres Freundes, des guten Medizinmannes Conrad erwähnt, wurde er freundlich aufgenommen, ihm und seinen Begleitern die Friedenspfeife gereicht, und ihnen darauf ein gutes und sicheres Nachtlager angewiesen. Früh am nächsten Morgen kam ein Häuptling der Muncis, Namens Eehachquey, im Lager an, und war nicht wenig erstaunt, als er die Bleichen erblickte; da er aber von den Seinigen erfuhr, daß die Bleichen mit dem Gruß des großen Vaters in Philadelphia gekommen seien, um mit allen Rothmännern Frieden zu schließen, und der Tomahawk für immer begraben werden solle, da erheiterte sich sein Gesicht; er ging auf Thomas und seine Begleiter zu, reichte jedem die Hand und sprach: „Es soll Friede unter uns sein!“ Nachdem ihm aber Thomas noch mitgetheilt, daß er bei Vater Weiser die Mohawk-Sprache erlernt, daß er bei demselben auch seinen Stammverwandten Shekelemy gesehen, erheiterten sich die Züge des Indianers, er erkundigte sich aufs Angelegenste nach seinem Freund Conrad Weiser, der ihn ja, als er krank und hoffnungslos darniederlag, durch seine Medizin das Leben gerettet, und ihm sonst noch große Gefälligkeiten erwiesen; nie werde er den guten Bruder vergessen,

und hoffe, daß er recht oft Gelegenheit finden werde, dankbar zu sein.

Durch diese Rede ermuntert, erklärte Thomas seinen Auftrag, den er von dem Gouverneur erhalten, welcher so sehr zum Frieden geneigt sei, kam dann auch auf die Erlebnisse bei Weiser zu sprechen, auf welche Weise er den braven Shekelemy habe kennen lernen, und daß man Conrad keinen größeren Gefallen erweisen könne, als wenn man ihm Nachricht über den Aufenthalt der Verwandten des armen Mädchens, das Shekelemy zu Weiser gebracht, geben würde.

Nach kurzem Bedenken sagte dann Cehatzquey: „Was deinen Auftrag vom Gouvernement betrifft, so kann ich dir sagen, daß sich zwei Tagreisen den Fluß hinauf ein großes Lager der Senecas befindet, die vor einigen Tagen vom Ohio kamen und sich diesen Winter am Susquehanna aufhalten wollen, weil es hier reichen Fischfang und reiche Jagd giebt, so daß sie vor Hunger geschützt sind; da du jedoch ihre Sprache nicht verstehst, und die Senecas sehr mißtrauisch sind, so will ich dir einen meiner Krieger mitgeben, der dich leiten soll, denn er hat längere Zeit unter ihnen gewohnt, und ist mit ihrer Sprache und ihren Gebräuchen genau bekannt, du magst ihn dann für seine Mühe lohnen. Was das Zweite betrifft, so kann ich dir sagen, daß ich Gila, in deren Gewalt das Mädchen war, dessen du erwähnt, genau kenne. Wenn irgend Jemand im Stande ist, den Aufenthalt der Geraubten zu entdecken, so ist es Gila; sie ist aber ein habgieriges, nimmersattes Weib, das nur durch reiche Geschenke zu bewegen ist, Gutes zu thun. Ich hoffe ihr in einigen Tagen bei den blauen Bergen zu begegnen, und will sie dann zu bewegen suchen, den Aufenthalt der Vermißten aufzufinden und Conrad darüber Nachricht zu geben.—

Hocherfreut über dieses Versprechen dankte Thomas dem Indianer auf die herzlichste Weise, und nachdem er ihm mehrere Geschenke für seine Krieger gegeben, zog er mit seinen Begleitern und dem Dolmetscher aus dem Lager. Es war ein großes Glück für unsern jungen Freund, daß er den ihm empfohlenen Indianer bei sich hatte, und daß sich derselbe so willig und vertraulich bewies, da die Wege am Susquehanna hinauf durch Sümpfe und Gestrüpp führten, in welchen sich Thomas leicht hätte verirren und mit den Seinigen umkommen können. — Am dritten Tage nach ihrer Abreise vom Munci Lager stießen sie auf ein großes Lager wild und scheußlich aussehender Indianer vom Seneca Stamm, die sie mit dem Bau von Canoes beschäftigt fanden, und welche die Ankommenden finster und mit Mißtrauen betrachteten. Als jedoch der mitgebrachte Indianer sie in ihrer Sprache anredete, ihnen erklärte, daß die Bleichen mit ihren Donnerbüchsen nicht gekommen seien, um ihnen Böses zu thun, sondern Gutes, und daß, wenn sie dem Chief der Bleichen das feste Versprechen geben würden, den Ansiedlern nichts Böses zu thun, nicht zu morden, brennen und zu rauben, sondern im Frieden mit denselben zu leben und den Tomahawk zu begraben, so würden sie reiche Geschenke erhalten, und was noch das Beste wäre, den Schutz mit den Donnerbüchsen gegen alle ihre Feinde.

Still und ruhig hatten die Senecas die Ansprache angehört, worauf ihr Chief, der Cowahsoraa hieß, die Krieger und Aeltesten zusammenrief, um Rath über das Angebotene zu halten. Sie formirten sitzend einen weiten Kreis, in dessen Mitte Cowahsoraa und zwei alte Indianer standen, wovon der zur Rechten stehende eine lange Tabakspfeife im Arm trug. Die Berathung dauerte nur kurze Zeit, worauf Thomas und seine Leute in den Kreis gerufen wurden, und der Chief sprach folgende Worte: „Ihr Bleichgesichter habt, ohne daß wir euch gerufen, unser Land genommen, und es haben viele von euch uns durch eure Schlauheit, Feuermesser und Donnerbüchsen viel Böses gethan; wir leugnen aber auch nicht, daß viele von uns an Schuldigen und Unschuldigen Grausamkeiten verübt ha-

ben, und wenn wir daher unsere Handlungen mit einander vergleichen, so müssen wir gestehen, daß wir beide Theile schlecht waren. Jetzt kommt ihr, um uns die Hand zum Frieden zu reichen, wir sind dazu bereit und wollen euch die feste Versicherung geben, daß wir Wort halten werden, aber wehe euch, wenn ihr schlecht gegen uns handelt! Nun, was habt ihr darauf zu sagen?" Als der Indianer-Dolmetscher Thomas die Worte des Chiefs mitgetheilt, beauftragte dieser denselben, Folgendes zu antworten: „Es ist wahr, ihr habt uns nicht in dieses Land gerufen; als wir aber angekommen waren, verkauften eure rothen Brüder freiwillig unserm großen Vater Penn einen großen Theil dieses Landes, wo wir jetzt ruhig unter euch wohnen wollten, allein viele von euren Bösen haben unsere Hütten verbrannt, unsere Männer, Weiber und Kinder theils gemordet, theils in die Gefangenschaft geschleppt, doch will ich auch nicht leugnen, daß viele von unsern Leuten euch Böses gethan, euch belogen, betrogen und auf allerlei Weise euch übervortheilt haben. Unser großer Vater in Philadelphia, der mich zu euch gesandt, will aber jetzt Frieden, und er hat jedem Bleichen streng verboten, euch Uebles zu thun, und alle Guten loben ihn deswegen, und ich verspreche euch jetzt in seinem Namen, daß euch nichts Böses mehr zugefügt wird, wenn ihr nicht Anlaß dazu gebt." Die Wilden waren mit den Worten, die Thomas ihnen sagen ließ, sehr zufrieden, die große Pfeife wurde angezündet, sie ging von Mund zu Mund bis zum letzten Mann, worauf dann Cowahsoraa sich erhob, Thomas die Hand reichte und sprach: „Rothe und bleiche Brüder! Es ist Friede zwischen uns für immer."

Nun ließ Thomas die mitgebrachten Geschenke durch seine Leute in den Kreis tragen, und Cowahsoraa andeuten, daß sie selbst dieselben unter einander vertheilen sollten, was auch sogleich, doch mit großer Unordnung, geschah. Thomas war herzlich froh, daß er sein Geschäft so schnell und glücklich mit den wilden Senecas abgemacht hatte, und er wollte schon am nächsten Morgen den Fluß weiter hinauf, um mit anderen Stämmen zu verhandeln, allein Cowahsoraa, der sich so wohlwollend gegen ihn bezeugte, rieth ihm sehr ab, da bis weit hinauf jetzt kein Lager zu treffen sei, auch der böse Peter Cartiere mit seiner Mordbande den Weg sehr unsicher mache. Er beschloß daher, da das Wetter am Fluß auch anfing, sehr rauh und unfreundlich zu werden, wieder nach Philadelphia zurückzukehren, seinen Bericht abzustatten und weitere Aufträge entgegen zu nehmen. Den Indianer, der ihm so treulich als Dolmetscher gedient, wollte er mit sich nehmen und versprach ihm große Belohnung für fernere Dienste, die er dem Gouvernement leisten könne, aber der Seneca ließ sich nicht bewegen; er wollte nicht von Weib und Kind unter keinerlei Bedingungen, und da Thomas sah, daß alle seine Bitten und Versprechungen umsonst waren, beschenkte er ihn reichlich und ließ ihn wieder zu seinem Stamme ziehen.—

Ohne weitere nennenswerthe Vorfälle kam Thomas Rieth mit seinen Leuten wieder in Philadelphia an, beeilte sich, seinen Bericht bei dem Indianer-Departement abzugeben, und um weitere Aufträge zu bitten. — Sein Bericht vom Susquehanna Fluß wurde von der Commission sehr günstig aufgenommen, vom Gouverneur belobt, und er erhielt den Auftrag, sogleich mit seinen Männern wieder aufzubrechen, zu den Delaware-Indianern, die jetzt ihre Lager theils an dem Orte, wo der Schuylkill aus den blauen Bergen kommt, theils am Maiden Creek und dem Allemengel Distrikt aufgeschlagen, zu ziehen, und dieselben, da sie durch Peter Cartiere gegen die Engländer aufgehetzt würden, zum Frieden zu bewegen, und da sein Weg über Reading führe, so solle er nicht versäumen, Conrad Weiser zu besuchen und bei demselben guten Rath einzuholen, denn dieser Mann sei bei den Delawaren wohlbekannt, kenne deren Sitten und Gebräuche genau und

habe unter den Chiefs mehrere Freunde. Mit der größten Freude vernahm der junge Mann den Auftrag, der ihm so willkommen war, und es trieb ihn die Hoffnung, das ihm so theuer gewordene Mädchen, an dem sein ganzes Herz hing, recht bald sehen zu können, zur größten Eile, und kaum graute der nächste Morgen, so zog er schon mit seinen Leuten die Ridge Road hinaus, Reading zu, und noch stand die Sonne am dritten Tage seiner Wanderung hoch, als er schon das schön gelegene Dörfchen Reading erreicht hatte.—

R e a d i n g war damals noch ein sehr kleiner Ort; es zählte im Jahre 1756 130 Häuser und Hütten mit ungefähr 350 Einwohnern, hatte 2 Hauptstraßen, die Penn, und die Callowhill, jetzt Fünfte Straße, (Erstere zur Ehre von T h o m a s P e n n, letztere zur Ehre von dessen zweiter Gattin, H a n n a h C a l l o w h i l l, so genannt) zwei aus Bretter gebaute Kirchen, die Deutsch-Lutherische und die Reformirte, und ein Versammlungshaus der Quäker. Die Gründer und ersten Bewohner dieses Dorfes (Boroughs) waren eingewanderte Rheinpfälzer, Württemberger und einige Schweizer, und waren die Namen der hervorragendsten derselben folgende: Adam Stichter, Martin Ege, Georg Geißler, Nicolaus Reim, Andreas Fichthorn, Heinrich Reithmeyer, Abraham Kerber, Peter Nagle, Mathias Feder, John Dengler, Jacob Eisenbeis, N. Hiester rc.

Um Reading war damals noch große Wildniß. Es ließen sich nicht selten im Winter Bären und sonstiges wildes Gethier in den Straßen des Dorfes sehen, und hatte man gegen diese, sowie gegen die raubgierigen Indianer Wachen auszustellen. Welch ein Wechsel zwischen damals und heute! Damals ein elendes Bauerndorf, heute eine der schönsten Städte der Union, mit der Aussicht, daß sie sich bald so vergrößert, daß sie auch unter die Zahl der bevölkertsten gerechnet werden kann.

Noch am nämlichen Abend gab Thomas seine Empfehlungsbriefe, welche er vom Gouvernement erhalten hatte, in Reading ab, wurde überall auf das Freundlichste begrüßt und bewirthet, doch fand er trotz der Ehre, die ihm erwiesen wurde, in Reading keine Ruhe, denn er hatte ja bei seinem Einzug vom oberen Theile des Dorfes den wohlbekannten Adlersberg gesehen, an dessen Fuß Weisers Farm lag, und wo Diejenige weilte, an welcher seine ganze Seele hing. Der nächste Morgen fand ihn schon früh im Sattel, und sein muthiges Roß trug den Sehnsüchtigen bal an den Ort seiner Wünsche.—

Es waren bereits mehrere Monate verflossen, seit Thomas Rieth Weisers Farm verlassen hatte, an welchem Orte er so seelige Tage genossen, und da man dort seit seiner Abreise nichts mehr von ihm gehört, war man höchst erfreut, den Liebling der Familie so plötzlich gesund und heiter vor sich zu sehen, und war der Willkomm ein so herzlicher, wie ihn die Feder kaum zu beschreiben vermag. Auch Elise kam ihm freudig entgegen und begrüßte ihn mit allen Zeichen treuer Liebe und Anhänglichkeit, doch bemerkte er, daß noch immer tiefer Kummer und Schwermuth auf dem so schönen Gesicht lagerten, und als sie ihm vertrauensvoll erzählte, daß sie trotz der guten Behandlung, die ihr Weiser und seine ganze Familie zukommen ließen, doch jeden Tag mehr und mehr ein Heimweh nach den Ihrigen beschleiche, und sie könne keine Ruhe finden, bis sie Gewißheit über den Aufenthalt, über Leben oder Tod der so innig geliebten Eltern und Geschwister erfahren habe, sprach Thomas ihr Muth zu, erzählte ihr, daß er bereits Nachforschungen nach den Verlornen angestellt, daß er mit einem Indianer-Häuptling der Muncis Rücksprache wegen der Verlorenen genommen und dieser ihm gesagt habe, er kenne das Weib Gila ganz genau; sie sei im Stande, über das Schicksal der Verlorenen Licht zu schaffen, und werde es auch thun, wenn ihre Habsucht dabei befriedigt würde; er sei ein Freund Shekelemy's

und besonders Conrad Weiser's, der ihm ja das Leben gerettet, und er wolle bei der Alten, die er in wenigen Tagen zu treffen hoffe, Alles versuchen, um dieselbe zu bewegen, den Aufenthalt der Verlorenen auszuforschen.—

Nach diesen, von Thomas gesprochenen Worten erschien ein Freudenstrahl auf dem Gesichte des Mädchens, die Wangen rötheten sich, ihre Augen glühten, sie fiel dem jungen Manne um den Hals und rief: „Dank! Dank!— Tausend Dank!" Thränen rollten aus ihren Augen, es waren Freudethränen.

Nachdem Thomas mit Weiser das Nöthige über sein Verhalten bei den Delawares besprochen, verließ er bald seine lieben Freunde und sein inniggeliebtes Mädchen Elise, eilte Reading zu, um von da am nächsten Morgen nach dem Allemengel Distrikt zu gehen, wo sich, wie er in Reading erfuhr, das bedeutendste Lager der Delawares jetzt befinde.

Nach einer mühevollen zweitägigen Reise erreichte er mit seinen Leuten den Distrikt, und kehrte bei einem Farmer Namens Valentin Brobst, Urgroßvater des jetzt in Allentown lebenden, beliebten Ehrw. Pastor Brobst, an den er empfohlen war, ein, wo er auch freundlich aufgenommen wurde. Von hier aus besuchte er die verschiedenen Lager der Indianer, überzeugte sich aber bald, daß es ihm noch viele Mühen und Gefahren bringen würde, ehe er seinen Zweck erreichen könne, doch ging er muthig seinem Ziele entgegen.

Um diese Zeit schien es, als sei plötzlich der böse Geist unter die Indianer gefahren, denn das Morden, Rauben und Brennen nahm in einer schreckenerregenden Weise, besonders in Berks Co., zu. Von allen Seiten kamen die traurigsten Berichte über die Grausamkeiten der Indianer; ja selbst in Weisers Nähe am Tulpehockenbach und am Fuße der blauen Berge, wurden die unerhörtesten Thaten verübt. Die Geschichte erzählt, daß während einer einzigen Woche im Tulpehocken Distrikt und am Fuße der blauen Berge 32 deutsche Männer, 21 Frauen und 17 Kinder auf die grausamste Weise ermordet, 24 Häuser und Scheunen in Brand gesteckt, und das Vieh theils getödtet, theils von den Wilden hinweggeführt wurde. Conrad Weiser wurde in dieser so traurigen Zeit außerordentlich in Anspruch genommen; unermüdlich arbeitete er bei Tage und bei Nacht für das Wohl und die Rettung seiner Mitmenschen, die so viel von den ihm bis jetzt unbekannten Indianern, die plötzlich über die blauen Berge gekommen waren, zu leiden hatten. Bald war er hier, bald dort, sammelte Leute, bewaffnete sie, so gut er es vermochte, theilte sie in Compagnien von 30 bis 40 Mann, gab ihnen nebst seinen Söhnen, Philipp, Friedrich und Samuel, tüchtige Anführer. In kurzer Zeit standen 600 Mann unter seinem und seines Freundes, Capitain Spickers, Commando. Rasch wurde das ganze Land diesseits der blauen Berge vom Schuylkill bis zum Susquehanna Fluß durchstreift, doch stieß man auf keine Feinde, welche, wie es schien, das Vorgehen der Bleichen bemerkt und sich wieder in die Wildnisse zurückgezogen hatten. Bei den Streifzügen ließen Weiser und der unermüdliche Spicker in der Nähe von Farmen, wo sie es für nothwendig hielten, kleine Forts erbauen, in welche man flüchten und sich leicht gegen die Barbaren vertheidigen konnte. Ein solches, beinahe noch ganz erhaltenes Fort aus Conrad Weisers Zeit befindet sich auf einer Farm in der Nähe von Sheridan.

Dieses ist gewiß ein trauriges Bild aus Berks County's Vorzeit. Durch die trefflichen Anordnungen, die jetzt getroffen waren, ermuthigt, kehrten viele der deutschen Ansiedler wieder nach ihren Farmen zurück, und begannen auf's Neue ihre Arbeit, doch ach! gar manche ihrer Lieben fehlten, sie waren unter den Streichen der Wilden gefallen, oder in die Wildniß fortgeschleppt.—

Wieder waren mehrere Monate vergangen, ohne daß Thomas Rieth etwas von sich hören ließ. Weiser war daher wegen des jungen Mannes sehr besorgt

und schrieb an das Indianer Departement in Philadelphia, man möchte ihm doch Nachricht geben, wo sich der junge Agent jetzt aufhalte.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten und war keine freudige; man schrieb ihm, daß der letzte Bericht, den Thomas Rieth eingesandt, vor 3½ Monat in Philadelphia angelangt sei; da man aber seit dieser Zeit nichts mehr von ihm vernommen, so habe man einen Boten nach seinem letzten Aufenthalte abgesandt, um zu erfahren, wohin er sich gewandt, oder ob ihm und den Seinigen ein Unglück zugestoßen. Der Bote sei gestern zurückgekommen und habe berichtet, daß Thomas Rieth und seine Begleiter sich eine Zeit lang bei den Farmen des Valentin Brobst, Michael Brobst und Philipp Stambach aufgehalten, und von da aus die Lager der Indianer besucht hätten. Vor ungefähr drei Monaten sei er eines Morgens mit seinen Leuten von der Farm des Letztgenannten abgegangen, und gegen Mittag hätte man aus der Ferne ein wüstes Geschrei vernommen, worauf einige Schüsse fielen, dann wäre alles still geworden. Den jungen Mann und seine Begleiter hätte man seit jener Zeit nicht wieder dort gesehen.—

Daß diese Nachricht Weiser's Familie mit Trauer erfüllte, kann man sich wohl denken; besonders hart aber traf sie Elise, denn auf ihn hatte sie ja die schöne Hoffnung gesetzt, daß er ihre Lieben wieder auffinden und mit ihr vereinigen würde, doch jetzt war auch er ein Verlorener, vielleicht schon ein Todter. Traurig schlich sie in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich. Sie war hoffnungslos geworden.

Hoffnung.

Conrad Weiser hatte sich in Reading ein Haus bauen lassen, und da seine Gesundheit durch die vielen Strapazen, die er ausgestanden, viel gelitten, so sehnte er sich nach Ruhe. Er übergab seinem Sohne Philipp die Farm, und begab sich mit seiner Frau Eva, zwei Kindern und Elise nach Reading, in der sichern Hoffnung, daß man ihm hier Ruhe gönnen würde. Der gute Mann hatte sich aber getäuscht, denn kaum war er in sein Haus gezogen, als er auch schon vom Gouvernement die Nachricht erhielt, daß man seine Resignation als Indianer-Agent nicht annehmen könne, da es jetzt noch, obschon die Wilden ruhig geworden, Vieles mit ihnen zu richten und zu schlichten gebe, und dazu habe man ihn sehr nothwendig. Man muthe ihm nicht zu, daß er sich in die Wildnisse begebe, doch sollte sein Haus ein Sammelplatz für die Indianer sein, welche Verträge abzuschließen wünschten. Zugleich übergab man ihm das Amt eines Friedensrichters für das Borough Reading, denn man habe, so lautete das Schreiben, in ihn das volle Vertrauen, daß er dasselbe gerecht und unparteiisch zum Wohl seiner Mitbürger bekleiden werde. Weiser mußte sich fügen, und kam er, wie man zu sagen pflegt, vom Regen unter die Traufe, denn sein Haus wurde bald der Tummelplatz der Indianer; dort wurde gar mancher Friedensvertrag geschlossen, gar manche Friedenspfeife geraucht und die wilden Tänze aufgeführt. — Einen guten Einfluß hatte das neue Leben auf Elise, denn sie war nun mit Geschäften überhäuft und konnte ihren Grübeleien nicht mehr so nachhängen, wie auf der stillen Farm.

Die Indianer suchten jetzt immer mehr den Frieden, und es kamen sehr oft Häuptlinge nach Reading, um Verträge abzuschließen, Geschenke zu fordern und für ihre Kranken von Weisers berühmter Fiebermedizin mitzunehmen. So kam auch eines Tages der Sohn des Chiefs Shekelemy, Namens Capachpitan, mit seiner Frau und Tochter nach Reading, um Conrads Weiser zu besuchen und demselben wichtige Mittheilungen hinsichtlich der am Susquehanna hausenden Indianer zu machen. Der junge Chief wurde

mit seiner Familie auf das Freundlichste empfangen, bewirthet, und that Conrad alles Mögliche, um dem Sohne seines Freundes den Aufenthalt in Reading recht angenehm zu machen. Besonders war Elise gegen die Frauen recht freundlich, so daß sich diese ganz zu dem bleichen Mädchen hingezogen fühlten, besonders da sie so geläufig ihre Sprache redete. Sie mußte mit ihnen speisen, ohne sie wollten die Indianerinnen das Haus nicht verlassen, kurz, sie schien ihnen ganz unentbehrlich. Eines Tages, als die drei Frauen wieder vertraulich in der Stube saßen, erzählte Elise den Indianerinnen das Schicksal ihrer Eltern und Geschwister, ihre Leidenszeit und erwähnte zuletzt auch noch, daß der einzige Mann, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt, der junge muthige Thomas Rieth, nun auch in die Gefangenschaft gerathen oder getödtet sei; wie war sie aber erstaunt, als Capachpitan's Tochter plötzlich und freudig aufsprang, in die Hände klaschte und rief: „Ich habe ihn gesehen! Ich habe den Bleichkopf gesehen, wie er mit Mutter Gila und einigen Munci Indianern von Osten nach Westen in einem Canoe über den Strom fuhr; alle schienen in großer Eile zu sein. Wohin sie den jungen Bleichen gebracht, habe ich nicht erfahren können, und als ich das Gesehene dem Altvater Shickelemy mittheilte, meinte er, daß, da Gila in dem Canoe gewesen sei, nichts für den bleichen Mann zu befürchten wäre, doch wolle er sich bemühen, zu erfahren, wohin man denselben gebracht. Schon am nächsten Morgen sah ich ihn mit einigen Kriegern den Strom nach Westen durchkreuzen. Leider war der Altvater noch nicht zurückgekehrt, als ich mit Vater und Mutter nach Reading abging".

Elise war über diese Nachricht hoch erfreut, eilte sogleich zu Vater Weiser und theilte sie demselben mit, der sich ebenfalls sehr freute, zu vernehmen, daß sein Liebling noch lebe, und man die sichere Hoffnung hegen könne, ihn wieder zu sehen, da er ja unter Gila's Schutz sich befinde. Er versprach, sogleich dem Gouvernement über die Angelegenheit zu berichten, damit sich dasselbe bemühe, den jungen Mann zu retten.

Schreckliche Erlebnisse.

Thomas Rieth war, wie wir bereits wissen, an einem Morgen mit seinen Leuten von Stambachs Farm ausgezogen, um ein nicht weit von da entferntes Indianerlager zu besuchen, und, wie er hoffte, heute ein günstiges Resultat zu erlangen. Als er im Lager angelangt, und sich die Wilden willig zeigten, alle seine Wünsche zu erfüllen, da ließ er durch seine Leute die Säcke herbeiholen, worin sich die Geschenke befanden, aber kaum waren dieselben geöffnet, da vernahm er plötzlich hinter sich ein wüstes Brummen, und ehe er seine Blicke nach demselben richtete, war mit Blitzesschnelle ein Strick um ihn geworfen und zugleich so fest zugezogen, daß es ihm unmöglich wurde, seine Arme zu bewegen und nach seinen Waffen zu greifen. Dasselbe geschah auch mit seinen Leuten, und als denselben die Waffen abgenommen, wurden sie nach kurzer Berathung erschossen und scalpirt, worauf die Mörder ein furchtbares Gebrüll erhoben. Ohne die Körper der Getödteten weiter zu berücksichtigen, zogen die Delawares ab, den armen Thomas am Strick mit sich führend.

Unaufhaltsam ging es auf rauhen Pfaden über Steingeröll durch eine furchtbare Wildniß den ganzen Tag hindurch fort, bis man am Abend da, wo der kleine Schuylkill sich mit dem großen vereinigt, auf ein großes Lager der Delawares stieß. Nachdem man ihm hier einige Speisen gereicht, und während der Nacht Ruhe gegönnt, wurde er am nächsten Morgen unter der Bewachung von zehn Kriegern fortgeführt, und wie am vorhergehenden Tag, mußte er auch heute wieder auf schauderhaftem Wege wandern. Er ward von Hunger und Durst gequält,

seine Kleider zerrissen, seine Füße blutend und so müde, daß er sich kaum mehr fortbewegen konnte, und er wünschte sich sehnlichst den Tod, bat auch seine Quäler öfters, sie möchten ihn doch tödten, damit seine Leiden endeten, doch gefühllos rissen sie ihn fort, ohne ihm eine Antwort zu geben. Während des Marsches erlauschte er, daß man ihn in das Lager des blutgierigen Cartiere bringen wolle, und von diesem für den gefangenen bleichen Chief die großartigsten Geschenke zu erhalten hoffe. Endlich am dritten Tage erreichte man das Lager der mord- und raubsüchtigsten Wilden, die Cartiere aus verschiedenen Stämmen gesammelt hatte, das sich nicht weit vom Susquehanna entfernt befand. Es waren jetzt nur wenige Krieger im Lager; die meisten waren mit Cartiere auf Raub und Mord ausgezogen; man erwartete dieselben erst nach mehreren Tagen zurück. Die Delawares wurden durch diese Nachricht unangenehm berührt, denn sie hatten gehofft, ihr Geschäft sogleich abmachen und reich beschenkt wieder zurückkehren zu können. Da man ihnen im Lager auch unfreundlich begegnete, kaum so viel Speise reichte, um ihren Hunger stillen zu können, wurden sie mürrisch und schienen ihren Gang hierher sehr zu bereuen. Thomas bemerkte, daß sie Rache brüteten. Schon am zweiten Abend, nachdem man in dieses Lager gekommen war, und große Dunkelheit über das Lager zog, warf sich ein junger Delaware, der mit Thomas großes Bedauern zeigte, neben diesem aufs Lager und zischelte ihm in die Ohren, daß die Delawares beschlossen hätten, ihn zu einem nicht weit von hier lagernden Munci-Stamm zu senden, mit dem ihr Stamm ein Schutz- und Trutz-Bündniß abgeschlossen hätte, damit er ihn bewege, die Delawares, denen es verboten war, sich aus dem Lager zu entfernen, aus den Händen dieser Mordgesellen zu befreien. Er sprach Thomas Muth zu, ermahnte ihn dringend, sich ruhig zu verhalten, damit die Feinde nichts von dem Plan merkten, und gelinge es ihnen, vor Cartiere's Ankunft sich zu befreien, so gebe er ihm das Versprechen, daß er alles thun werde, um auch ihm wieder volle Freiheit zu verschaffen.

Als der Chief des Lagers am nächsten Morgen entdeckte, daß einer der Delawares fehle, gerieth er in heftigen Zorn; er ließ die Zurückgebliebenen scharf bewachen, auch Thomas so binden, daß es ihm unmöglich wurde, auch nur aus seinem Zelte zu entkommen, man ließ ihm zu seiner Kleidung und Bedeckung nur eine schmutzige Bärenhaut; doch seit er die Worte des jungen Delaware vernommen, stieg seine Hoffnung wieder, daß er gerettet werden könne, und er ließ geduldig Alles geschehen, was Cartiere's Leute mit ihm vornahmen; seine Seele erhob sich im Gebete hinauf zu Dem, in dessen Hand die Schicksale der Menschen stehen. Noch am Abend desselben Tages erschien eine alte Munci Squaw im Lager. Sie war von einem bleichen Knaben begleitet, welcher in einem Korbe Kräuter und Medizinen trug, welche die Squaw im Lager zum Tausch anbot, und da sie von mehreren der Wilden als eine alte Bekannte erkannt wurde, begrüßte man sie freundlich und gab ihr und ihrem Begleiter ein reichliches Nachtmahl, nach welchem dann sogleich der Tausch mit ihren Medizinen begann, der in kurzer Zeit gegen allerlei Schnick-Schnack beendet war, worauf sie ersucht wurde, ans Feuer zu sitzen, von ihren Reisen zu erzählen und was sie Neues in der Ebene erfahren, welchem Wunsche sie auch gerne nachkam und zu erzählen begann, daß sie diesen Morgen, als die Sonne kaum aus dem Bett gestiegen, einem jungen Delaware Indianer begegnet sei, der ihr gesagt, daß er seine Schritte dahin richten wolle, wo er Peter Cartiere zu finden hoffe, dem er mittheilen möchte, daß zehn Männer von seinem Stamme einen bleichen Chief und mehrere Scalps in sein Lager gebracht, und wenn er nicht selbst ins Lager kommen könnte, so sollte er bestimmen, was mit dem bleichen Chief zu thun sei, denn sie könnten nicht lange in

dem Lager, wo sie sich bereits drei Tage aufgehalten hätten, bleiben, da das Lager der Delawares von den Bleichen bedroht sei und sie ihren Brüdern zu Hilfe eilen müßten. Er hoffe Cartiere bald zu finden und noch vor dem Abend des nächsten Tages wieder bei seinen Brüdern in dem Lager, das er gestern Abend verlassen, zurückgekehrt zu sein und gute Nachrichten bringen zu können. Sie habe ihm dann den Weg angezeigt, den er nehmen sollte, um Cartiere recht bald zu finden, bezweifle auch nicht, daß es dem jungen, kräftigen, muthigen Manne gelingen werde, in kurzer Zeit wieder hier zu sein. Ueber diese Nachricht waren Cartiere's Leute hoch erfreut, dankten der Alten für die gute Botschaft und belobten die Delawaren, daß sie auf einen so guten Gedanken gekommen seien, dem strengen Peter über die Vorgänge im Lager zu berichten. Die Friedenspfeife wurde herbei geholt; man rauchte und wurde immer zutraulicher. Selbst Thomas wurde nicht vergessen. Man nahm ihm die Fesseln von den Beinen und erlaubte ihm, umher zu gehen, welche Erlaubniß er sogleich benutzte und sich im Lager umsah. Bei seinen Gängen glaubte er zu bemerken, daß der angekommene Gast mit den Delawares bedeutungsvolle Blicke wechselte, und sah sogar, daß sie einem derselben etwas zuflüsterte, was ihn auf den Gedanken brachte, man bereite etwas ganz Besonderes vor.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, im Lager wurde es stille, dennoch konnte unser armer Thomas den Schlaf nicht finden, denn das Geflüster des jungen Delaware, sowie das Gebähren der Kräuterfrau beschäftigten seine Gedanken, und immer mehr und mehr belebte ihn die Hoffnung, daß er aus den Händen der Unmenschen befreit werden könnte. Wie von einer Ahnung getrieben, erhob er, nachdem Mitternacht vorüber war, von Zeit zu Zeit sein Haupt und blickte hinaus ins Lager, ob er nichts gewahren könne, wurde aber immer ruhiger, als er sah, daß die Sterne schon zu bleichen begannen und die Dämmerung sich ankündigte.

Da plötzlich glaubte er leise Schritte zu vernehmen, und als er abermals sein Haupt erhob, sah er, daß sich hier und dort die Gestalt eines Delaware erhob, in deren Hand ein Mordbeil blitzte, und noch ehe er sich erheben konnte, um weiter zu forschen, vernahm er auch schon ein furchtbares Gebrüll, sah mehrere fremde Indianer ins Lager dringen, welche mit den Delawaren auf Cartiere's schlafende Leute losstürzten und ein furchtbares Blutbad anrichteten, wobei weder Mann, noch Weib oder Kind verschont wurde. In der höchsten Angst, daß auch ihn das blutige Beil treffen könne, wollt er fliehen, da wurde er aber plötzlich von einer starken Hand erfaßt, die mit einem Schnitt seine Hände von den Fesseln befreite und ihn schnell seitwärts führte. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er aufblickte und die alte Indianerin nebst dem jungen Bleichen vor sich sah.

Mit gebieterischer Stimme gebot ihm die Alte, wenn ihm sein Leben lieb sei und er die Freiheit wünsche, ihr ohne Verzug, ohne Widerrede und so schnell ihn die Füße trügen, zu folgen; sie werde ihn bald an einen Ort gebracht haben, wo er sicher sei vor der Verfolgung seiner Feinde.

Mit Freuden befolgte Thomas den Befehl. Rasch ging es dann trotz ungebahnter Wege durch den Urwald den Berg hinan, bis die drei Flüchtlinge einen großen hohlen Baum erreicht hatten, bei welchem das Weib anhielt, das Geschrei der Eule nachahmte, auf welches dann auch bald zwei starke Indianer erschienen, welche sie in Schutz nahmen, und nachdem sie eine kurze Zeit gerastet, sie auf Indianerpfaden fortführten, bis sie eine Stelle am Susquehanna Fluß erreicht, wo ein Canoe, von einem Indianer bewacht, hielt, in welches sie sogleich einstiegen, und in aller Eile den Fluß nach Westen durchschifften. —

Nachdem sie das westliche Ufer glücklich erreicht, und in Sicherheit zu sein glaub-

ten, gönnten sich die Flüchtlinge etwas Ruhe, nahmen einige Speisen zu sich, die sie in dem Canoe vorfanden, und nachdem sie sich gesättigt, sagte die Squaw dem jungen Thomas, daß ihr Name Gila sei und ihr Mann ein Chief des Munci Stamms gewesen wäre, den Peter Cartiere auf die grausamste Weise ermorden ließ. Peter hause jetzt mit seiner Mörderbande am östlichen Ufer des Flusses und sie müsse sich sehr in Acht nehmen, nicht in seine Gewalt zu kommen, wo ihr ein schrecklicher Tod sicher wäre, da sie ihm schon so oft seine Raub- und Mordpläne vereitelt habe; auch was diesen Morgen in Cartiere's Lager geschehen, sei ihr Werk gewesen, und sie hoffe daher, daß der bleiche Chief für die Wohlthat, die sie ihm erwiesen und noch erweisen werde, sich dankbar bezeuge, und sie und ihre Leute reich belohne, den Delawaren sei nichts zu gönnen, denn sie seien eben so schlecht, wie Cartiere's Leute.

Die Geretteten.

Während sich das Gouvernement zu Philadelphia alle Mühe ab und keine Kosten scheute, den Aufenthalt des verschwundenen Thomas Rieth zu erforschen, indem man annahm, daß, da sein Körper nicht unter denen der im Allemengel District Gemordeten gefunden wurde, er in die Gefangenschaft gerathen sei, wanderte eine kleine Schaar in Lumpen und Teppiche gehüllter Menschen, die aber trotz ihres traurigen Aussehens und ihrer ärmlichen Kleidung frohen Muthes zu sein schienen, am nördlichen Ufer des Tulpehockenbachs hinab, bis sie in der Gegend, wo sich jetzt Adam Deppen's Farm befindet, einen Uebergang über das jetzt seichte Wasser fanden. Unter den Wanderern befand sich eine Squaw und zwei kräftige junge Rothmänner, die Uebrigen waren weiße Leute, denen, wie es schien, die Indianer als Wegweiser dienten. Nachdem man den Bach glücklich überschritten und sich etwas ausgeruht hatte, ging die Reise weiter, und bald erreichte man ein liebliches Thal, das jetzt in üppigem Grün prangte, und durch welches sich ein kleiner Bach schlängelte, der im untern Theile des Thälchens eine Mühle trieb, deren Geklapper die Wanderer deutlich vernehmen konnten. Durch den schönen Anblick neu belebt, schritten die Wanderer, die sich jetzt auch auf schön gebahntem Weg befanden, mit frischem Muth und heiterem Sinn vorwärts, hatten in kurzer Frist das Ende des Thälchens erreicht, wo dann der Weg bergaufwärts führte, und bald war, ohne sie viel zu ermüden, eine Anhöhe erreicht, von welcher man eine prachtvolle Aussicht auf eine reizende Gegend genoß, in welcher mehrere Farmen zu sehen waren. Plötzlich blieb die Squaw, welche die Hauptanführerin des Zuges zu sein schien, stehen, deutete mit ihrem Wanderstab auf ein großes Haus, das in der Niederung zu sehen war, und rief ihren Begleitern zu: „Dort, ihr Bleichen, liegt das Ziel unserer Reise; dort wohnt Vater Weiser, der große Medizinmann, der für euch sorgen wird, daß euch nie wieder Böses geschieht. Dann vergeßt aber auch die alte Gila nicht, die euch viel Gutes gethan, ja ihr Leben für euch auf's Spiel gesetzt hat." Gerührt durch diese Worte traten die Weißen zu der Squaw, reichten der Alten die Hand und wiederholten ihr Versprechen, daß sie sich mit dem größten Eifer bemühen wollten, dieselbe nicht allein reichlich mit Geschenken zu belohnen, sondern es auch dahin zu bringen, daß, wo Gila und die ihrigen bei den Bleichen eintreten sollten, denselben aller Schutz gewährt würde. Noch eine kleine Strecke, und die Carawane hatte Weiser's Farm erreicht, wo sie vor der Einzäunung Halt machte.

Mit großem Erstaunen sah Philipp Weiser die zerlumpte Schaar vor seinem Hofe stehen bleiben, aber noch mehr war er erstaunt, als einer der Bleichen aus dem Haufen hervortrat, ihm die Hand entgegenstreckte und ihm zurief: „Philipp

kennst Du mich, kennst Du den verlornen Thomas nicht mehr!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so riß Philipp auch schon die kleine Thür auf, die in den Hof führte; beide Freunde lagen sich in den Armen, hielten sich fest umschlungen, und es dauerte lange, bis sie Worte finden konnten. Endlich lösten sich die Arme. Philipp betrachtete still und lange den verloren gewesenen Freund und rief ihm dann zu: „Ja! ja! Du bist es, mein lieber Thomas, wie werden sich meine Eltern, die jetzt in Reading wohnen, freuen, Dich wieder zu sehen, und"— jetzt stockte er — „ja, wie wird es die Regierung in Philadelphia freuen, welche sich so viele Mühe gab und keine Kosten scheute, Deinen Aufenthalt zu erforschen. Aber wer sind denn diese Leute, die Du hierhergebracht?" fragte er, indem er auf den Haufen deutete, der noch immer vor der Einzäunung stand. „Es sind brave Leute Philipp, denen ich Leben und Freiheit verdanke; nimm sie auf meine Bitte freundlich auf bis morgen, wo wir dann zu Deinem Vater nach Reading ziehen und sich das Weitere finden wird," antwortete Thomas.

Rasch trat dann Philipp ans Thor, riß dasselbe auf und rief dem Haufen zu: „Kommet herein! Ihr seid alle herzlich willkommen, und was Freundschaft, Küche und Keller aufzubieten vermag, soll euch werden, denn ihr habt mir ja den liebsten Freund gebracht." Die Wanderer traten ein, saßen auch bald um einen Tisch, der reichlich mit allerlei Speisen besetzt war, und ließen es sich trefflich schmecken, besonders da ihnen die Speisen so freundlich gereicht wurden. Die am Tisch Versammelten bestanden außer Thomas aus folgenden Personen: einer Squaw, zwei kräftigen jungen Indianern, ihren Söhnen, einer bleichen, abgemagerten weißen Frau von etwa 50 Jahren, einem bleichen, wunderschönen, doch scheuen weißen Mädchen und einem weißen Knaben von ungefähr 14 Jahren. Nachdem dieselben sich vollkommen gesättigt hatten und von der Reise sehr ermüdet schienen, so fand es Philipp zweckmäßig, ihnen ihre Schlafstätten anzuweisen, nach welchen sie sich auch sehr sehnten. Nur Thomas bat er, ihm noch eine kurze Zeit Gesellschaft zu leisten, und ihm in kurzen Umrissen seine Schicksale zu erzählen, die zu hören er gespannt sei. Mit Vergnügen willigte Thomas in des treuen Freundes Verlangen, noch bei ihm zu verweilen, hatte auch er ja gar manche Frage an ihn zu richten, die ihm schwer das Herz bedrückte, und kaum hatten seine Reisegefährten das Zimmer verlassen und Philipp neben ihm Platz genommen, da kamen auch schon aus banger Brust die Worte: „Ich sehe Elise nicht in Deinem Hause, o sage mir, was ist aus ihr geworden? wo ist ihr jetziger Aufenthalt? ist sie wohl?" —„Sie ist wohl, befindet sich bei meinen Eltern in Reading, die sie wie ihr eigenes Kind schätzen und lieben, und ist sie die einzige Person, welche den festen Glauben behielt, daß Du mit froher Botschaft für sie zurückkehren würdest; sie hat ein treues Herz und hängt mit großer, unerschütterlicher Liebe an Dir. Wir müssen ihr die Freudenbotschaft, daß Du gerettet und wiedergekommen bist, nur langsam beibringen, denn der Kummer um die verlorenen Eltern, die Sorge um Dein Leben haben das arme Kind sehr geschwächt, und könnte das plötzliche Wiedersehen ihrer Gesundheit viel schaden; doch laß mich für Alles sorgen, ich werde die Sache gut einleiten," war Philipps Antwort. „Nun aber erzähle mir Deine Erlebnisse unter den Wilden und sage mir, wer diese Leute sind, die Du, oder die Dich hierher gebracht."—

Thomas erfüllte den Wunsch seines Freundes sogleich mit Vergnügen, und nachdem er das erzählt, was die Leser von seinen Erlebnissen unter den Wilden wissen, fuhr er fort: „Obschon wir den Susquehanna glücklich gekreuzt, ohne von Cartiere's Leuten beobachtet worden zu sein, befahl uns Gila doch, recht ruhig und vorsichtig zu sein, und führte uns auf einem Indianerpfade durch hohes Gebüsch, durch Sümpfe und scheußliche

Moräste bis zu einer Hügelreihe, wo sich dann der Weg bedeutend besserte und wir einen Krieger von Gila's Stamm fanden, welcher dort als Wache zurückgelassen war und der uns anzeigte, daß der Stamm südwestlich gezogen aus Furcht, er könnte mit Cartiere's Räuberbande in Berührung kommen, wir sollten ihm vertrauensvoll folgen, denn er werde uns sicher aus aller Gefahr bringen und in das Lager der Muncis geleiten.—

Nach diesem Bericht zogen wir mit frohem Muth die Hügel hinauf, meine Seele war voll Hoffnung, daß mein Elend nun bald enden werde. Ich war mit meinen Gedanken bei meinen Freunden, die ich bald wiedersehen sollte, um dann nicht wieder von ihnen getrennt zu werden, ich sah Deinen lieben Vater, Deine Mutter, die gute Elise, wie sie in Euerm Hause emsig beschäftigt war, und bemerkte in meinen Träumereien nicht, daß der bleiche Knabe, den Gila in Cartiere's Lager brachte, neben mir wanderte, bis mich derselbe in deutscher Sprache anredete, und mich auf das Dringendste bat, daß ich mich doch für ihn bei Gila verwenden sollte, daß auch er wieder zu den weißen Leuten zurückkehren dürfe, denn wenn er dieses jammervolle Leben noch weiter fortführen müsse, würde er nicht mehr lange leben, denn seine Gesundheit wäre jetzt schon zu Grunde gerichtet.

Hocherfreut, meine Muttersprache wieder zu hören, ergriff ich schnell die Hand des armen, abgemagerten und blaß aussehenden Knaben, zog denselben zu mir heran, blickte ihm in sein treuherziges Auge und gab ihm in feierlicher Weise das Versprechen, daß ich Alles versuchen werde, ihn aus seiner so traurigen Lage zu erretten, nun sollte er mir auch erzählen, wie er unter die Wilden gekommen sei.

Mit Thränen in den Augen nahm der Knabe, zu dem ich mich immer stärker hingezogen fühlte, meine Hände, drückte sie und sagte mir tausend Dank für mein Versprechen, das mit der Hülfe Gottes recht bald gelingen möge. Hierauf erzählte er mir, er hätte mit seinen Eltern, einem Bruder und zwei Schwestern am Swatara Bach gewohnt, wo sie vor einigen Jahren, als sie von Deutschland in dieses Land gekommen, hingezogen seien. Sie hätten sich dort bald eine schöne Heimath gegründet, wären glücklich gewesen und hätten mit den schönsten Hoffnungen in die Zukunft geblickt, da hätten im Herbst, als bereits ihre ganze Ernte eingeheimst war, die Indianer das Haus ihres Nachbars in Feuer gesetzt, und als Vater, Bruder und er demselben zu Hülfe geeilt, seien die Wilden auf sie zugekommen, hätten Vater und Bruder gemordet und ihn fortgeschleppt. Was mit seiner armen Mutter, was mit seiner Schwester geschehen, wisse nur der liebe Gott, und fürchte er Schreckliches, „denn als man mich fortzog," sagte der Knabe, „blickte ich nach dem Ort, wo unser Haus stand, und sah dasselbe nebst unsern Wirthschaftsgebäuden in vollen Flammen stehn. Ich mußte dann den Wilden auf allen ihren Raub- und Mordzügen in die Ansiedelungen am Tulpehocken und am Fuß der blauen Berge, ja bis hinab an den Schuylkill, folgen und ihre Beute tragen helfen, nachdem sie die schauderhaftesten Handlungen begangen. Ich mußte zusehen, wie sie Häuser und Scheunen in Brand steckten, wie sie Männer und Knaben grausam mordeten und skalpirten und ihre Leiber den wilden Thieren überließen; ich sah, wie man Weiber und Mädchen unbarmherzig schändete, und sie dann tödtete, sah, wie man unschuldige Kinder lebendig ins Feuer warf. O! welchen Jammer habe ich erlebt, bis ich an Gila's Stamm ausgetauscht wurde, von dem ich, Gott sei Dank, bis jetzt noch keine Greuelthaten gesehen."

Mit der größten Spannung hörte ich die Erzählung des armen, hoffnungslosen Knaben, und nachdem derselbe geendet, übermannten mich meine Gefühle; ich zog ihn sanft zu mir heran, blickte ihm in sein treues Auge und frug ihn ängstlich: „Ist Deines Vaters Name J a c o b W e i d l e? Ist der Name Deiner Schwester E l i s e?"

Mit höchstem Erstaunen blickte nach dieser Frage der Knabe zu mir auf und rief mit zitternder Stimme: „Du kennst meinen Vater, meine Schwester? O! führe mich hin zu ihnen, und habe ich sie gesehen, an mein Herz gedrückt, dann will ich Dir dienstbar sein mein Leben lang. Aber ach! was verlange ich?" fuhr er fort. „Bist ja auch Du ein Gefangener dieser unbarmherzigen Wilden, und wenn uns der allgütige Gott nicht bald einen Retter sendet, dann werden unsere Körper durch die Strapazen, die wir mitmachen müssen, so geschwächt, daß uns der Tod bald ereilen wird und wir werden unsere Lieben auf dieser Welt nicht wiedersehen." Thränen erstickten seine Stimme. Ich hatte große Mühe, den so tief betrübten, kränkelnden Knaben zu beruhigen, und als er sich nach längerer Zeit etwas erholt hatte, bat ich ihn ernstlich, nicht so muthlos zu sein und die Hoffnung nicht aufzugeben, Gila hätte mir die Freiheit versprochen, sie habe seine Schwester gerettet und in gute Hände geliefert, sie werde auch ihn retten. Nach diesen tröstenden Worten blickte der Knabe freudig zu mir auf, hob dann die Hände gefaltet zum Himmel und sprach betend: „Großer Gott, ich danke Dir! Du hast mir einen Retter gesandt; Du hast meine Bitten erhört. Gelobt sei Dein Name."

„Amen!" sprach ich.

Gila, die etwas vor uns wanderte, mußte die Scene, die zwischen uns sich abspielte, beobachtet haben, denn sie blieb plötzlich stehen, ließ uns zu sich herannahen und als wir sie erreicht, fragte sie barsch und mit finsteren Blicken den Knaben, was zwischen uns vorgefallen, und wenn er nicht die Wahrheit rede, wisse er, was seine Strafe sei.

Doch dieser ließ sich weder durch die Worte, noch Blicke einschüchtern, sondern trat zu ihr heran, ergriff ihre Hand und sprach mit freudiger Stimme: „Gila, dieser gute Mann hat mir gesagt, daß Du meine liebe Schwester gerettet, nimm dafür meinen herzlichen Dank. Ich will täglich den großen Geist bitten, daß er Dich und die Deinigen hier und in den ewigen Wäldern reichlich belohnen möge. Fordere fortan von mir, was Du willst, ich werde nicht mehr murrend, sondern mit Freuden Deinen und Deiner Söhne Befehlen gehorchen."

Auf Gila's Gemüth machten die aus aufrichtigem Herzen gesprochenen Worte des Knaben einen sehr tiefen Eindruck; sie beugte sich zu ihm herab, küßte ihn und versprach ihm, daß sie ihn nie wieder mit Härte behandeln, auch nicht dulden wolle, daß Andere es thun, wenn es in ihrer Gewalt stände, es zu hindern, dann winkte sie mich an ihre Seite und flüsterte mir zu, daß sie mit Hülfe ihres Freundes Cehachquey den Aufenthalt der Mutter und Schwester ausgeforscht, und hege sie die feste Hoffnung, daß sie dieselben befreien könne, doch müsse sie sehr vorsichtig zu Werke gehen, und dürfe der Knabe von ihrem Unternehmen nicht das Geringste erfahren, sonst könnte er leicht durch seine Freudenausdrücke demselben schaden und ihren ganzen Plan verderben, auch ich sollte mich ruhig bei ihrem Stamm verhalten, mit dem Knaben so wenig als möglich die deutsche Sprache sprechen, ihren Kriegern aber versprechen, daß sie recht bald große Geschenke bekommen würden, denn unter den Rothmännern gebe es viele Verräther. Sobald wir das Lager erreicht, wolle sie sich einen Tag Ruhe gönnen, dann aber mit einigen Kriegern nach dem JuniataFluß aufbrechen, wo sich die beiden Frauen bei einem Stamm der Conestoga Indianer befänden, der jetzt in großer Noth sei, indem er durch Hunger und Krankheit viel leide, und hoffe sie durch Geschenke und große Versprechungen die Conestoga Häuptlinge zu bewegen, ihr die beiden Bleichen zu übergeben.

Am dritten Tage, nachdem wir den Susquehanna verlassen hatten, erreichten wir nach vielen Mühseligkeiten, und von Hunger und Durst gequält, das Lager der friedlichen Muncis, wo Gila, die bei dem

Stamm in hoher Achtung zu stehen schien, was bei den Indianern sonst selten der Fall ist, auf freudige Weise empfangen und in eine besonders für sie und bequem eingerichtete Hütte gebracht wurde, wo sie sich ausruhen sollte. Auch wir Anderen hatten uns über unsern Empfang nicht zu beklagen; bald prasselte uns zu Ehren lustig ein Feuer, es wurde ein Hirsch herbeigeschleppt, abgezogen, kunstgerecht zerhauen und die Stücke dann zum Schmoren über den hellen Flammen hin- und hergezogen, dann von uns aber auch mit einer Art Heißhunger verzehrt. Ueberhaupt schien in dem Stamm Ordnung zu herrschen, denn ich sah hier nicht die rohen Manieren, die unheimlichen finsteren Gesichter, den Schmutz, die Faulheit und Falschheit, wie bei den Stämmen, die ich bisher kennen gelernt, überzeugte mich auch sehr bald, daß Gila's guter Geist hier walte, und sie mit ihren vortrefflichen Söhnen bemüht ist, den Stamm moralisch, soweit ihre Begriffe reichen, zu heben, aber auch dafür zu sorgen, daß derselbe keinerlei Noth leide. Gila war Doctor und Proviantmeister, durch ihre guten Rathschläge war ihr Stamm weder von den Bleichen, noch von den Rothmännern belästigt, und seinem einzigen Feinde, dem bösen Cartiere, ging man klüglich aus dem Wege, kein Wunder daher, daß Gila's Leute ihr mit wahrer Liebe anhingen, und daß ihre Befehle, die sie durch den Mund ihrer tapfern Söhne aussprechen ließ, gerne und ohne Murren befolgt wurden.

Wie versprochen, machte sich Gila schon am nächsten Nachmittag auf den Weg nach dem Juniata Fluß, und trotzdem das Wetter rauh und stürmisch war, ließ sie sich nicht abhalten, ihr Vornehmen durchzuführen, an dessen Resultat ihr sehr viel zu liegen schien. Sie versäumte nicht, sich mit bedeutenden Lebensmitteln und Geschenken, die sie aus ihrer Vorrathskammer nahm, zu versehen, ließ dieselben auf zwei Pferde laden, die zwei junge Indianer führen mußten; zwei Krieger geleiteten Gila, und so zog die kleine Caravane mit frohem Muthe über die Berge.

Während das energische Weib abwesend war, und sich das Wetter immer mehr verschlimmerte, wurde im Lager beschlossen, außer der nothwendigen Jagd und Fischerei keine Ausflüge mehr zu machen, die Lebensmittel sorgfältig zu bewahren, Holz herbeizuschaffen, damit man fortwährend ein gutes Feuer unterhalten könne, und sich so bequem als möglich einzurichten, und vor Kälte zu schützen, denn die Winter sind in dieser Gegend sehr streng, und nimmt der Schnee oft erst im April Abschied von den Bergen.

Da ich von den Indianern freundlich behandelt wurde, so half ich bei dem Unternehmen mit meinem besten Rath, griff herzhaft bei der Arbeit zu, erfüllte, wo ich konnte, sogleich ihre Wünsche, erzählte bei dem Feuer, da ich jetzt ihre Sprache geläufig sprechen konnte, auf ihr Verlangen, die Vorgänge unter den Bleichen, wie sie leben, was sie treiben, von ihren großen Städten und festen Häusern, von ihren schönen Kleidern und Schmuck, wodurch ich bald ihr volles Zutrauen gewann, so daß ich mit meinem jetzigen Verhältniß sehr zufrieden sein konnte. Nach Gilas Rath vermied ich so viel als möglich, trotzdem es mir sehr schwer wurde, daß ich mich nicht mit dem Bruder meiner theuren Elise unterhalten konnte, mit dem Knaben die deutsche Sprache zu reden, doch bemerkte ich zu meinem größten Vergnügen, daß der gute Knabe täglich munterer wurde, sein Körper sich immer mehr kräftigte, das bleichgelbe Aussehen verschwand und ein liebliches Roth die Wangen zu färben begann; er schien ein ganz anderer Mensch zu werden.

Bereits war ein Monat verflossen, seit Gila mit ihren Leuten das Lager verlassen, und noch immer war keine Nachricht von ihr eingetroffen, ihre Söhne, sowie der ganze Stamm fingen an, sich ernstlich zu beunruhigen. Es beschloß daher der jüngste von Gila's Söhnen, Tup-to-so, mit einigen Kriegern seiner Mutter entgegenzueilen, und nicht wieder zurückzu-

kehren, bis er sie aufgefunden und glücklich wieder ins Lager gebracht.

In banger Erwartung waren abermals vier Tage verflossen, und noch hatte man weder von Gila, noch von ihrem Sohn vernommen, was die Unruhe und Besorgniß, daß ihnen ein großes Unglück zugestoßen, oder daß sie gar von einem der wilden Stämme, die jetzt so zahlreich von den Alleghany Bergen herabkamen, gefangen genommen worden, sehr steigerte, und man beschloß nach kurzer Berathung, Kundschafter auszusenden, Wachen aufzustellen und das Lager so schnell und so gut als möglich zu befestigen, bei welcher Arbeit ich sowohl, als auch der Knabe, eifrig halfen, was den Wilden viel Vergnügen machte, besonders, als sie auch einsahen, daß die Rathschläge, die ich zum Bau der Befestigung gab, sich als sehr zweckmäßig erwiesen.—

Auch am sechsten Tage, nachdem Tupto-so das Lager verlassen hatte, neigte sich die Sonne wieder hinter die Berggipfel, ohne daß man über Gila und den Ausgesandten etwas erfahren, still saßen die Wilden am Feuer, ängstlich der Dinge wartend, die da kommen möchten, da rief plötzlich einer von ihnen, er sehe einen ihrer Leute mit schnellen Schritten herbeieilen, und wie vom Blitzstrahl erschreckt sprangen alle auf, und wirklich, man sah einen Wilden, der sich sehr anstrengte, das Lager so schnell als möglich zu erreichen, dazu gab er von Zeit zu Zeit ein Zeichen, das bedeuten sollte, daß er eine wichtige Botschaft bringe. Bald hatte er auch das Lager erreicht, der neugierige Haufen umringte ihn sogleich und erfuhr, daß Gila mit ihrem Sohne und allen Uebrigen, die ausgegangen wären, heranzöge, sie sei durch ein krankes Weib, das sie nicht verlassen wollte, genöthigt gewesen, langsam zu reisen, was die ganze Ursache ihres langen Ausbleibens gewesen sei, sie hoffe aber noch an diesem Abend ins Lager zu kommen.

Diese Nachricht erregte große Freude; man beeilte sich, die Feuer hoch auflodern zu lassen, ein tüchtiges Nachtmahl zu bereiten, dabei versäumte man aber auch nicht, einige kräftige Männer den Kommenden entgegenzusenden, um ihnen im Nothfall behülflich zu sein, mir aber flüsterte der Bote zu, daß ich mich mit dem bleichen Knaben etwas vom Lager entfernen sollte und abwarten, bis Gila mich rufen lasse, denn sie habe mir Wichtiges mitzutheilen, was der Knabe jetzt noch nicht wissen dürfe.—

Ich entfernte mich sogleich, um Jacob, das war des Knaben Taufname, aufzusuchen, fand ihn auch bald bei einem der Feuer, bat ihn, mir zu folgen, da ich mich gerne mit ihm unterhalten möchte, und bald waren wir unter allerlei Gesprächen eine gute Strecke von dem Lager entfernt. Er erzählte mir, daß er in letzter Nacht schwere Träume gehabt, er hätte gesehen, wie weiße Männer seinen Vater und Bruder begraben hätten, und wie seine Mutter und Schwester dabei gestanden und bitterlich geweint, als sie ihn aber unter den Anwesenden erblickt, seien sie auf ihn zugestürzt, hätten ihn in die Arme geschlossen und fortgezogen, worauf er erwacht sei, doch sei das Bild bis jetzt noch nicht von ihm gewichen. Ich tröstete meinen jungen Leidensgefährten, so viel es in meiner Macht stand, indem ich bemerkte, daß der Traum kein schlimmer gewesen sei, er wisse ja, daß sein Vater und Bruder von den Wilden gemordet worden seien; daß seine Mutter und Schwestern noch lebten, habe ihm der so lebendige Traum angezeigt. Wir würden sie wieder finden, denn ich sei fest entschlossen, nicht mehr von ihm zu weichen, bis wir deren Aufenthalt irgendwo aufgespürt, glaube aber, daß Gila das Werkzeug sei, das uns zum Wiederfinden der Verlornen behülflich sein werde, auch habe mir Gila so ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß sie auch ihm bald die Freiheit schenken werde. Noch waren wir in angenehmen Gesprächen begriffen, als wir vom Lager her einen bedeutenden Lärm vernahmen, der mir anzeigte, daß Gila mit ihren Leuten angekommen sein müsse. Jacob wollte sogleich dahin

eilen, allein ich hielt ihn zurück und bat ihn, noch bei mir zu bleiben, bis der Bewillkommnungsrausch der Wilden vorüber sei und Gila sich etwas erholt habe, um mir berichten zu können; er solle dann Alles erfahren. Jacob gehorchte dann auch ohne Widerrede, und nachdem wir uns noch eine Zeit lang angenehm unterhalten, gingen wir langsam zum Lager zurück, vor welchem wir auch schon einen Indianer fanden, welcher uns zu erwarten schien, und der mir andeutete, daß mich Gila in ihrer Hütte sehen wolle; der Junge aber sollte ihm zum Feuer folgen, dort etwas Speise genießen und sich dann zur Ruhe begeben, morgen werde Gila auch mit ihm sprechen. Frohgemuth ging Jacob zum Feuer, ich in die Hütte.—

Als ich in derselben angelangt war, und dem guten Weib meine Freude über ihre Wiederkehr bezeugt hatte, gewahrte ich beim Schimmer eines kleinen Feuers in einer Ecke eine Art Tragbahre, wie sie die Indianer gewöhnlich zum Fortschaffen ihrer Kranken gebrauchen, und in welcher eine todibleiche weiße Frau lag, die ängstlich stöhnte. Vor ihr kniete eine Mädchengestalt, welche ihre Hände in die der Kranken geschlungen hatte; sie unterhielten sich in deutscher Sprache, und vernahm ich aus dem Munde des Mädchens die Worte: „Liebe Mutter, der Herr hat sich bis hierher unserer erbarmt, und unsere Gebete erhört, er wird uns auch ferner beschützen, beruhige Dich. Du wirst wieder genesen, bist Du doch heute schon viel besser, und hast Du das böse Fieber, wie es scheint, überwunden, wird auch, wie ich sicher glaube, Gila ihr Wort halten und uns retten."

„Gewiß wird sie es thun!" fiel ich in deutscher Sprache ein, und wie vom Blitz getroffen fuhren die beiden Frauen zusammen und betrachteten mich mit dem höchsten Erstaunen. Als sie sich etwas erholt hatten, hob die Kranke ihre Hände empor, und wie im Delirium lispelte sie ihrer Tochter zu: „M a r i e, dieses ist der Engel, der mir gestern im Traume erschien. Ja! ja! Er ist es, nun naht meine Erlösung, bald werde ich meine Lieben wiedersehen, wenn nicht in dieser, doch gewiß in der andern Welt." Ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten, dann schlossen sich ihre Augen.

Nun trat ich näher an die Bahre heran und sagte der Kranken in sanften Worten, daß auch ich ein Gefangener sei und unter den Wilden viel gelitten habe, bis mich Gila aus den Händen der grausamsten Indianer gerettet; ich bezweifle nicht im Geringsten, daß Gila das gute Werk, das sie begonnen, auch vollkommen beenden werde; sie solle jetzt neue Hoffnung fassen, besonders aber für ihre Gesundheit Sorge tragen, denn ihre Leiden würden bald enden und es würden noch frohe Tage für sie kommen.

Durch meine Worte beruhigt reichte mir die arme Frau ihre abgemagerte Hand und sprach ebenso leise wie vorher: „Ich glaube, ich hoffe, Du bist der Engel, den mir der Herr gesandt."

„Amen," sprach mit süßer Stimme das Mädchen und drückte mir herzlich die Hand.

Die Dunkelheit, die jetzt in der Hütte herrschte, machte es mir unmöglich, das immer noch knieende Mädchen näher zu betrachten, auch rief mich jetzt Gila zu sich, um mir ihr Reiseabenteuer zu erzählen.

Sie sagte, daß es ihr zu ihrer Verwunderung geglückt, viel schneller mit den Costenogas fertig zu werden, als sie geglaubt, wozu wohl die Krankheit der bleichen Frau viel beigetragen habe, und sobald der Handel abgeschlossen gewesen wäre, hätte sie die Kranke in eine warme Hütte bringen lassen, ihr einen Kräutertrank bereitet, und nachdem sie denselben genossen, sei sie ruhig neben ihrer Tochter auf den warmen Fellen eingeschlafen. Am nächsten Morgen hätte sie durch ihre Leute diese Tragbahre anfertigen lassen, die Kranke in warme Teppiche gehüllt, darauf gelegt und langsam hierher gebracht.

Als sie ihre Erzählung beendet, ergriff ich ihre beiden Hände und dankte ihr in der herzlichsten Weise für die so edle Handlung, die gewiß der große Geist gesehen, und sie reichlich dafür belohnen werde. Aber auch die Bleichen würden sie auf's Beste belohnen.

Nach diesen Worten führte mich Gila vor die Hütte und sprach: „Ich habe bis jetzt Alles gethan, was in meinen Kräften stand, mein Wort zu halten, das ich Dir, Shekelemy und meinem Freunde Cehachquey gegeben; sobald die rauhe Jahreszeit vorüber und das bleiche Weib gesund ist, will ich mit euch zu euern bleichen Brüdern ziehen, und dort sehen, ob auch ihr euer Versprechen haltet. Erzähle dem Knaben ja nichts von seiner gefundenen Mutter und Schwester, halte ihn fern von meiner Hütte, denn ein plötzliches Zusammentreffen könnte der Kranken viel schaden und ihren Zustand verschlimmern.“—

Der rauheste Theil des Winters war vorüber, die Strahlen der März-Sonne erwärmten die gute Mutter Erde mehr und mehr, hier und dort sah man schon ein Gräschen aus ihr hervorkeimen, während die Bäume stark ihre Knospen trieben. Die Kranke hatte sich durch die gute Pflege und Kräutergetränke, die ihr Gila täglich gab, sichtlich erholt, konnte sich am Arme ihrer liebenswürdigen und getreuen Tochter, das treue Abbild ihrer Schwester, vor Gila's Hütte auf und ab bewegen; auch war ihr Gemüth bedeutend aufgeheitert, und da ich bereits den Knaben Jacob auf das Wiedersehen seiner Mutter und Schwester vorbereitet, hielt ich die Frauen für stark genug, um ihnen das Schicksal ihrer Tochter und Schwester Elise erzählen zu können, auch anzudeuten, daß der Aufenthalt Jacobs erforscht sei und derselbe jeden Augenblick anlangen könne.—

Welche Feder vermag die Freude zu beschreiben, als die Frauen erfuhren, daß ich ihre Elise im Hause des guten Weiser gesehen, gesprochen, lieben und achten gelernt und mich ihr verpflichtet habe, die gute Mutter und Schwester bei den Wilden aufzusuchen und womöglich zu befreien, was mir jetzt so wunderbar durch Mithülfe der edlen Indianer-Frau gelungen sei, die mir ja abermals das Versprechen gegeben habe, sobald gutes Wetter eingetreten sei, und sich die Kranke stark genug fühle, uns Bleiche nach Weiser's Farm zu geleiten,

Noch am nämlichen Abend führte ich der Mutter den Sohn, der Schwester den Bruder zu, die sich auch sogleich erkannten und fest umklammert hielten, ohne Worte hervorbringen zu können. Ich mußte mich von der Scene abwenden.— Das Wiedersehen des Sohnes, die gute Nachricht von der Tochter hatten wunderbar auf die Kranke gewirkt, ihre Kräfte nahmen mit jedem Tag zu, sie wurde immer heiterer, und fand es Gila, da im Beginne des Monats April so herrliches Wetter eintrat, an der Zeit, die Wanderung hierher anzutreten.“

Der Erzählung hatte Philipp aufmerksam gelauscht, Thomas für dieselbe gedankt, dabei aber bemerkt, daß sein Vater Alles aufbieten müsse, daß das Gouvernement das brave Indianer-Weib reichlich lohne; ferner bemerkte er er wolle morgen in aller Frühe nach Reading vorausreiten, um seine Eltern und Elise über die Ankunft der Geretteten vorzubereiten, die kleine Caravane solle ihm dann folgen; jetzt sei es aber Mitternacht und Thomas solle sich nun sorglos der Ruhe überlassen.

Das Wiedersehen.

Am nächsten Morgen, als die sehr ermüdet gewesenen Wanderer ausgeruht und aus süßem Schlummer erwacht, war Philipp längst auf dem Wege und erreichte eben das Dorf Reading, als die Sonne ihre ersten erwärmenden Strahlen über den Neversink-Berg über dasselbe ergoß, und rasch eilte er nach dem Hause seines Vaters an der Penn und Callow-

hill Straße, wo er trotz der Frühe schon ein sehr reges Leben fand. Er sah auf dem freien Platze vor dem Hause eine große Anzahl bewaffneter Männer, die von ihren Offizieren in Reih und Glied geordnet wurden, und ihnen mitgetheilt, daß sie sich zum sofortigen Abmarsch bereit halten sollten, erfuhr auch sogleich, daß gestern Abend die Nachricht angelangt sei, die Delaware Indianer seien aus den blauen Bergen gekommen und hätten am Maiden-Creek mehrere Farmen überfallen, dieselben durch Feuer zerstört und die gräßlichsten Mordthaten verübt; man wolle sie jetzt aufsuchen und züchtigen. Ein Trupp Gouvernements-Soldaten sei bereits den am Berg hinziehenden Weg hinaufgezogen, diese Mannschaft setze über den Schuylkill und begebe sich auf der westlichen Seite desselben hinauf bis zur großen Schlucht an den blauen Bergen, werde dann südöstlich marschiren, während die Gouvernements-Truppen ihnen südwestlich entgegen kämen, und auf diese Weise glaube man den Feind zwischen zwei Feuer zu bekommen, und wolle die Barbaren ohne Barmherzigkeit, wie wilde Thiere, zusammenschießen. Da Colonel Weiser jetzt Reading nicht verlassen könne, hätte der tapfere Hiester das Commando übernommen.

Nachdem Philipp diese wichtige Nachricht vernommen hatte, eilte er ins Vaterhaus, wo er eine große Anzahl Männer in eifrigen Gesprächen fand, sein Vater war aber so sehr beschäftigt, daß er kaum seinen Gruß erwidern konnte, und Philipp begab sich daher in die Küche zur Mutter, wo er von den Frauen auf das Herzlichste bewillkommnet wurde, und die sogleich dafür sorgten, daß er ein gutes Frühstück zu sich nehmen konnte, das ihm auch nach einem Ritt von 16 Meilen vortrefflich schmeckte. Da Philipp heute nach Reading kam, so heiter und gut aufgelegt aussah, was sonst selten bei ihm der Fall war, so wurde Mutter Weiser neugierig, was ihn so früh hierhergebracht, da sie wußte, daß Philipp gegen die Wilden nicht mitmachen dürfe, da er Capitain der Tulpehocken Compagnie war, welche mit der Bewachung des obern Theiles des Countys vom Gouvernement beauftragt war. Sie fragte daher ihren Sohn, ohne die geringste Neugierde zu zeigen, was ihn bewogen, so früh nach Reading zu kommen, er sehe so vergnügt aus, als sei ihm ein großes Glück widerfahren, er solle mit der Sprache heraus kommen und nichts hinter dem Berge halten.

Als Philipp sah, daß auch seine Schwester und Elise den Wunsch der Mutter theilten und auf seine Antwort gespannt waren, begann er, nachdem er tiefen Athem geholt: „Ja, liebe Mutter, für uns alle ist heute ein freudiger Tag gekommen; ich bringe euch die frohe Nachricht, der Verlorene ist wieder gefunden."

„Thomas! Thomas! Thomas!" riefen die Frauen wie aus einem Munde und blickten mit großem Erstaunen auf den Erzähler, über dessen Wangen die Freudenthränen rollten, und der nochmals die Versicherung gab, daß Thomas gefunden, daß er ihn in der letzten Nacht mit noch anderen Verlorengewesenen, die besonders Elise nahe ständen, bewirthet hätte, alle seien bereits auf dem Wege hierher, und noch bevor die Sonne sich senke, würden sie die Lieben begrüßen können.—

„Gott segne Dich, mein Sohn, für die gute Nachricht," sprach die Mutter mit tiefer Rührung.

„Lieber, guter Bruder!" lispelte Philipps Schwester und umarmte ihn.

„Guter Gott, Du hast meine Gebete erhört!" rief Elise und sank ohnmächtig in einen Stuhl, während Vater Weiser in die Thür getreten war und ganz erstaunt auf die Gruppe sah.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?" rief der erschrockene Mann. „Philipp, was ist geschehen?" fuhr er diesen an.

Als dieser aber freudig auf den Vater zutrat, ihm die Hand reichte und berichtete, daß Thomas Rieth heute noch kom-

men werde, Elisen's Mutter, Schwester und Bruder bei ihm seien, die alle von Gila, der Indianer-Squaw, gerettet worden seien, da hob der religiöse alte Mann sein Haupt empor, faltete die Hände und lispelte ganz leise ein Gebet, nahm dann die Hände seines Sohnes und dankte ihm für die gute Nachricht.

Philipp erzählte dann, daß Gila mit ihren beiden Söhnen die für verloren Gehaltenen gestern Abend wohlbehalten nach seiner Farm gebracht, in der Meinung, sein Vater Conrad wohne noch daselbst, er habe dieselben auf's Beste bewirthet, sich es aber nicht nehmen lassen, die frohe Botschaft zuerst in seiner Eltern Haus zu bringen. Dann bat er seinen Vater dringend, daß er sich bei dem Gouvernement sogleich für Gila und ihre Söhne verwende, und darauf dringe, daß dieselben für ihre edle Handlung reichlich belohnt würden. Conrad Weiser versprach seinem Sohn, daß, da sich jetzt einige Abgeordnete der Regierung in Reading aufhielten, aber noch heute nach Philadelphia zurückkehren wollten, er denselben die guten Handlungen der Squaw, sowie die Rettung des Agenten Thomas Rieth, mittheilen und sonst Alles thun werde, um Gila reichlichen Lohn zu verschaffen, auch hoffe er, daß er bald den Auftrag bekäme, wie Gila und ihre Söhne belohnt werden sollten. Unterdessen werde er dafür sorgen, daß die Indianer gut bewirthet würden.—

Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als Thomas mit seinen Begleitern in einem Boote über den Schuylkill fuhr, denn daran, eine Brücke über diesen Fluß zu bauen, hatte man noch nicht gedacht, auch wenn man daran gedacht hätte, wäre ein solcher Bau bei den schweren Zeiten, die besonders durch die Kämpfe mit den Indianern herbeigeführt wurden, nicht rathsam gewesen, da man befürchten mußte, daß die während der Nacht umherstreifenden Wilden das wieder zerstören würden, was bei Tag gebaut war. Um 3 Uhr hatten die Wanderer Weisers Haus erreicht, das viele Neugierige, die von der wunderbaren Rettung des Thomas Rieth gehört, umstanden und die Ankömmlinge mit dem lautesten Jubelruf empfingen, wodurch aber Gila und ihre Söhne in großen Schrecken geriethen, da sie die Ausrufe für ein Kriegsgeschrei hielten und glaubten, die Bleichen wollten jetzt über sie herfallen, doch im nämlichen Augenblick drängte sich durch die Menge Conrad Weiser, redete Gila und ihre Söhne freundlich an, ergriff sie bei der Hand und geleitete sie in sein Haus.

Welche Feder vermag die Scene zu beschreiben, die sich jetzt im Hause abwickelte, als Elise Mutter, Schwester, Bruder und ihren so innig geliebten Thomas wieder sah. Schmerzen- und Freudenrufe ertönten durcheinander, Elise flog abwechselnd in die Arme der Mutter, Schwester, des Bruders und des Geliebten, sich wie wahnsinnig gebehrdend, so daß kein Auge der Umstehenden thränenleer blieb. Aber auch Gila ließ sie nicht unberücksichtigt, sie eilte auf sie zu, umarmte sie und sagte ihr, daß sie dem großen Geist danke, der ihr jetzt Gelegenheit gebe, sich dankbar zu zeigen, und als Thomas Rieth darauf erklärte, daß man das schöne Werk nur der Indianer-Squaw zu verdanken habe, da eilten alle Anwesenden herbei, um ihr und ihren Söhnen herzlich die Hände zu drücken.—

Als die gute Mutter sah, daß die Frauen ganz erschöpft waren, führte sie dieselben nebst Gila in ihr Tusculum, die Küche, wo sie sich auch bald erholten und an einem trefflichen Mahl Theil nahmen, zu dem auch Thomas Rieth, Weiser und die beiden Indianer eingeladen wurden. Nach aufgehobener Tafel verkündete Conrad Weiser den Indianern, daß sie jetzt sein Haus wie ihre eigene Hütte betrachten sollten; sie sollten unverholen ihre Wünsche aussprechen, sie würden ihnen gewährt werden, er habe auch bereits ihre gute Handlung an den großen Vater in Philadelphia berichtet, und bezweifle nicht im Geringsten, daß derselbe Sorge tragen werde, daß man Gila, ihre Söhne

und ihren ganzen Stamm reichlich belohnen werde.

Nach einigen Tagen erhielt auch Conrad Weiser schon von dem Gouvernement den Auftrag, er solle auf Kosten desselben solche Geschenke an Gila, ihre Söhne und den Stamm verabfolgen lassen, wie sie dieselben wünschten, auch dafür Sorge tragen, daß den Indianern nichts Leides geschehe.

Als Gila diese gute Nachricht erfuhr, erklärte sie ihrem Freund Conrad, daß sie ihm später mittheilen werde, welche Geschenke sie annehmen wolle, für jetzt aber wünsche sie, da sie sich eine Zeit lang unter den Bleichen aufzuhalten gedenke, daß man ihr ganz in der Nähe von Reading eine kleine Hütte überlassen möge, in welcher sie sich mit ihren Söhnen ungestört aufhalten könne, gegen den Hunger werde Mutter Weiser schon sorgen. Mit Vergnügen willigte Weiser in diese Bitte und versprach, für einen solchen Platz Sorge zu tragen.—

Wo jetzt Herrn Friedrich Lauer's Ale- und Porter-Brauerei sich befindet, stand vor ungefähr 60 Jahren noch neben einer herrlichen Quelle eine kleine Hütte, geschützt durch schattige Kastanien- und Wallnußbäume, und war eine Zeit lang die Wohnung Gila's und ihrer beiden Söhne, bis sie, von Sehnsucht getrieben, reichlich beschenkt wieder zu ihrem Stamm nach dem Susquehanna zogen.

* * *

Viele Jahre waren seit jener Zeit verflossen, Conrad Weiser ruhte schon längst neben seiner treuen Gattin im kühlen Grabe, da sah man an einem schönen Frühlingsmorgen einen Herrn im Silberhaar mit einer alten Dame in Trauerkleidern in einem schönen, von zwei Rappen gezogenen Wagen die Thorstraße von Reading nach Womelsdorf fahren. Eine kleine Meile unter diesem Städtchen hielt der Wagen vor einem Wirthshause an, die Insassen stiegen aus, und nachdem sie das Fuhrwerk dem Hausknecht überlassen, begaben sie sich zu der nahegelegenen Weiser-Farm und zum Grabe des ehrenwerthen Conrad Weiser.—

Während der Greis einen Kranz um den Grabstein wand, knieete die Greisin auf dem Grabe und sprach leise ein Gebet. Es war Thomas Rieth und seine getreue Gattin Elise.




LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 069 8